Die Malerin aus dem Louvre.

Die
Malerin aus dem Louvre.

Roman

von

Levin Schücking.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1869.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Das Brevier des Teufels.

Es war im Winter, um die Zeit des Carnevals. In der mäßig großen, im mitteldeutschen Berglande liegenden Hauptstadt des Landes saßen zwei junge Männer sich in einer schmalen, ärmlich möblirten Stube im dritten Stock eines hohen Miethhauses gegenüber. Es war ein Raum und eine Ausstattung, wie es für eine Studentenwohnung das gewöhnliche ist.

Studenten aber waren die beiden jungen Männer nicht — über diese Lebensperiode waren sie hinaus. Derjenige, der im alten zerrissenen Schlafrock, eine Meerschaumpfeife im Munde, auf dem kleinen, harten Roßhaarsopha lag und also der eigentliche Bewohner und Inhaber des Zimmers sein mußte, war gewiß den Dreißigen nicht mehr fern. Er hatte ein schönes, aber bleiches Gesicht, mit schlaffen Zügen; den fein und hübsch gezeichneten Mund

entstellte ein Ausdruck wie von Verdrossenheit und Lebensüberdruß; sein reiches, glänzendes blondes Haar hing ziemlich wirr um seinen Kopf.

Ein paar krumme Säbel, die unter Reiterpistolen und großen neusilbernen Sporen gekreuzt an der Wand über ihm angebracht waren, deuteten auf einen Zusammenhang mit einem militairischen Berufe.

Der andere junge Mann, der ihm gegenüber in einem Rohrsessel saß und in einem Manuscripte blätterte, schien ein paar Jahre älter. Er war sehr sorgfältig gekleidet und trug an einem Bande ein Augenglas, das er eben vor eines seiner hellblauen, hervortretenden Augen geklemmt hatte, um in dem Manuscripte zu lesen, das vor ihm auf dem Tische lag.

„Es ist gut, sehr gut!“ sagte er nach einer Weile, es von sich schiebend.

„Es ist diabolisch!“ versetzte der Andere. „Aber das ist Deine Sache. Es ist Deine Idee. Ich bin nur Dein Werkzeug dabei gewesen.“

„Desto besser, daß Du das so unumwunden gestehst! Wir werden also keinen Streit um die Autorschaft bekommen, wenn es einschlägt und zehn Auflagen erlebt.“

„Nein“, sagte der Blonde im Schlafrock lakonisch. „Ich glaube nicht, daß Du einen anständigen Verleger dafür bekommst“, setzte er nach einer Weile hinzu.

„Weshalb nicht? Dafür laß mich sorgen.“

„Das werde ich freilich. Und Du, machst Du Dir wirklich kein Gewissen daraus, so etwas in die Welt zu schleudern?“

„Mein lieber Dorn“, sagte der Andere, indem er sein Augenglas in seine Westentasche schob, „die Welt hat sich äußerst kühl und egoistisch gegen mich verhalten und sich sehr wenig um meine moralische Ausbildung gekümmert; ich werde mich eben so kühl gegen die Welt verhalten und den Henker darum kümmern, welche Moral sie aus diesem Gebetbuch des Teufels schöpft.“

„Nenn' es lieber die Bibel des Teufels, diese Sammlung von allem Boshaften, Cynischen, Satanischen, was im Unmuth große Männer geschrieben haben, und wonach Alles auf Erden erbärmlich, der Mann ein Schuft oder Narr, das Weib ein Thier und unser Lebensschiff eine Galeere ist, worin die Menschen sich als angeschmiedete Sclaven abquälen, um mit allem angestrengten

Rudern endlich ins Meer des Nichts hinauszukommen, wo Alles untergeht."

„Nun ja, Du hast es mit großer Belesenheit so zusammengetragen", lautete die Antwort — „es macht ungefähr einen solchen Eindruck, wenn man's liest! Swift und Voltaire, Schopenhauer und Goethe, Shakespeare und der alte Juvenal, Montaigne und Balzac, . . . ich hätte selbst nicht gedacht, daß die Sammlung so reich geworden . . . wer ist denn Valentin Andreae — ich lese da: „Schon lange habe ich gelernt, daß es nichts Profaneres als Religion, nichts Schädlicheres als Medicin, nichts Ungerechteres als Justiz giebt." Das ist hübsch — wer ist der Mann?"

„Ein alter schwäbischer Theolog, der das schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erkannt hatte."

„So mag er auch dafür einstehen. Und das ist's ja eben! Jeder muß einstehen für das, was er behauptet . . . wir haben nicht diese Gedanken in Vers und Prosa zu vertreten, sondern die berühmten Männer, deren Schriften Du sie entlehnt hast. Der Name steht ja jedesmal voll ausgeschrieben darunter."

„Allerdings“, sagte Dorn, „aber diese Gedanken waren zerstreut, sind oft von den Schriftstellern Charakteren in den Mund gelegt, die sie eben dadurch als böse und grundverdorbene kennzeichnen wollen — Du willst das der Welt als Aussprüche ihrer eigenen inneren Ueberzeugung bieten, als Wahrheiten, erkannt von großen Geistern.“

„Ich will nichts, als mir weiter helfen, theuerster Dorn, und da zum Weiterkommen Geld gehört, will ich Geld verdienen, und da zu den Ideen, wie man Geld verdienen kann, die sich in meinem Kopfe drängen, auch die gehört, daß man Erfolg haben müßte mit einem solchen Teufelsbuche, worin Alles zusammengestellt würde, was jemals Giftiges, Boshaftes, Vernichtendes und Satanisches über die Welt und das Leben gesagt ist, so habe ich Dich gebeten, so etwas zurechtzustoppeln. Ich will nicht behaupten, daß damit ein praktisches Handbuch für den Unterricht in Pensionaten, jungen Mädchen- und Pfarrschulen geliefert ist; nicht, daß gebildete und vornehme Frauennaturen dafür schwärmen werden; auch nicht, daß erfahrene Männer, die wissen, daß in der Welt so ziemlich Alles aus Gut und Böse, aus Schatten und Licht

gemischt ist, sich sehr dafür begeistern werden. Aber die ungeheure Masse der Welt- und Lebemänner, der Halbgebildeten und Halbreifen, alle verschrobenen Köpfe, die das schmutzige Wasser ihrer Seelen hier philosophisch destillirt erblicken, aus dem Sumpf ihrer Gefühle die schönsten schillernden Blasen aufquellen und als Seifenblasen in die Luft geworfen sehen — sie werden das Buch kaufen, es wird ihr Evangelium werden, sie werden darauf schwören — und ich werde das Honorar für zehn Auflagen einstreichen."

„Möglich", antwortete Dorn; „aber wie mancher, der noch halbwegs gut ist, wird einen Pessimismus daraus schöpfen, der ihn vollends verdirbt; ein junger Mensch, dem das Buch in die Hände fällt, ist verloren."

„Mag sein; aber glaub' mir, Freund, es ist an der Canaille nicht viel zu verderben; das einzige, was die Welt zusammenhält, ist, daß sie um ihres eigenen Vortheils willen halbwegs ehrlich bleiben muß, um nicht zu Grunde zu gehen. Und nun", fuhr der junge Mann aufstehend fort, „will ich mit meinem Manuscript zu Forst und Keppler gehen, um ihnen den Verlag anzubieten."

„Ich bewundere Dich, Bongaß“, sagte Dorn, „daß Du so gar keine Bedenken bei der Herausgabe hast!“

„Bedenken bei der Herausgabe, wenn diese mir Geld einbringt?“ antwortete Herr von Bongaß, unser alter Bekannter. „Nein, Bedenken gehören nicht in mein System. Mein System ist, der Mensch muß sich durchzuschlagen verstehen, er ist der Sohn seiner Thaten; die Welt gehört dem, der sie sich erobert; Eroberungen aber werden nicht mit Gewissensscrupeln gemacht, wie Revolutionen nicht mit Rosenwasser. Wir sind verschiedene Naturen darin. Ich bin ehrgeizig, ich fühle meine Kraft und ich will damit zum Ziele kommen. Ehe zehn Jahre um sind, bin ich ein großer, reicher, beneideter Mann, der mit vieren à la Daumont fährt, oder ...“

„Gehängt!“ lachte Dorn auf.

„Schwerlich — aber vielleicht todt!“ fuhr Bongaß fort. „Du verstehst es, ein anderes Leben zu führen. Du lebst mit der Indolenz eines ächten Poeten in den Tag hinein und hungerst lieber als etwas zu thun, was, wie Du sagst, unter Deiner Würde ist! Närrischer Kauz! Dir

ist nicht zu helfen, wenn nicht die gütige Fee, auf welche Du zu hoffen scheinst, bei Dir eintritt und Dir einen Haufen Gold zu Füßen schüttet."

„Ich hoffe weiter nichts", antwortete Dorn achselzuckend, „als daß Du mir die Hälfte des Honorars bringst, falls Du wirklich eines aus dem Manuscript herausschlägst."

„Darauf verlaß Dich!" antwortete Bongaß — „ist die Idee nicht eine glänzende und hast Du sie nicht, ganz wie ich mir dachte, daß es gemacht werden müsse, ausgeführt?"

„Ich fürchte, ein Buchhändler macht sich ein Gewissen daraus, so etwas in die Welt zu senden — es ist ein ganzer Wolkenbruch von Gift, der plötzlich über den unglücklichen Leser, dem es in die Hände fällt, ausgeschüttet wird; man kommt sich vor wie in eine dunkele grauenhafte Schlangenhöhle gerathen, wo von allen Seiten die giftigen Zungen uns anzischen; es ist eine moralische Brunnenvergiftung; wer aus diesem Born der Hekate trinkt, der muß eine Cholera bekommen, die allen Glauben und alle Liebe, Alles was noch redlich und sittlich in ihm ist, aus seinem Leibe wegspült; eine Londoner Diebesschule ist ein mora-

lisches und die Menschheit ehrendes Institut gegen dies Buch gehalten; es ist eine Mühle, die zwischen zwei unerbittlichen Steinen: Unglauben und Verachtung das letzte Stück Herz zermalmt, das noch in der Brust der Menschheit schlägt — es ist infam!"

Herr von Bongaß legte das Manuscript, das er aufgenommen, wieder auf den Tisch, setzte sich wieder auf den eben verlassenen Stuhl und sagte:

„Dorn — weißt Du was? Schreibe das, was Du da eben gesagt hast, in einer Kritik über das Buch nieder. Wir lassen sie drucken, und es wird eine Reclame sein, wie es keine glänzendere geben kann — die Leute werden sich um ein solches Buch reißen."

„Dazu bin ich bereit", sagte Dorn; „ich will gern eine Warnungstafel an die Giftbude hängen, die Du eröffnen willst; dient das als Reclame, so ist's nicht meine Schuld, wie's überhaupt nicht meine Schuld ist, wenn Du das Buch in die Welt schleuderst!"

„Vortrefflich!" fiel lachend Bongaß ein; „mach' es so haarsträubend wie Du irgend kannst; sag', daß alle menschlichen und göttlichen Gesetze verhöhnt

seien, alle Grundlagen der Gesellschaft, Staat, Kirche, Familie, Ehe, namentlich Ehe, das mußt Du ganz besonders betonen, jämmerlich zusammenbrechen müßten, wo solch' ein Buch geduldet würde. . . . Hetze den Staatsanwalt wider den Herausgeber . . . schrei' wie ein Besessener . . . nenn' es die Bibel des Antichrists . . . eine foudroyante Offenbarung, daß der Antichrist längst da, daß er sich berge und verstecke in der ganzen modernen Literatur, daß unser Buch ein kleines Pröbchen von diesem Geiste des Antichrists sei — daß man die ganze Literatur vernichten, verbrennen müsse wie Omar die Bibliothek von Alexandrien, tobe, wüthe, stampfe mit den Füßen, ich sage Dir, Du wirst zwanzig, dreißig Auflagen dieses famosen Buches aus dem Boden stampfen."

Dorn lachte.

„Sorge Du nur erst für das Erscheinen desselben!" sagte er.

„Das will ich", antwortete Bongaß wieder aufspringend. „Wenn Forst und Keppler Bedenken haben, so will ich ihnen sagen, das Werkchen verfolge einen moralischen, einen theologischen Zweck, und sie damit beruhigen."

„Einen theologischen Zweck?“

„Nun ja — unser Teufelsbrevier ist im letzten Grunde ein streng kirchliches, äußerst orthodoxes Buch. Die Kirche lehrt, daß die Menschheit durch die Erbsünde durch und durch faul geworden und in Grund und Boden verdorben sei; sie lehrt, daß wir alle Kinder des Zornes sind, Maden im Sündenschlamm, ekelhaftes Gewürm im großen Sumpf der Weltlust, nichtswürdiger Staub, nicht werth, daß die Sohlen des Herrn über uns fortschreiten — was willst Du mehr? Ist das nicht ganz die Theorie unseres Buches, in welchem Alles zu einem wahrhaft erbaulichen, erquickenden Rosenkranz aufgereiht ist, was große Männer über die Urcanaille Mensch gesagt haben?“

Dorn lachte wieder.

„Darin hast Du Recht!“ sagte er. „Am Ende wäre es keine schlechte Speculation, wenn Du zum nächsten katholischen Bischof gingest und ihn ersuchtest, Dir für das Buch eine bischöfliche Approbation auszustellen!“

„Der Gedanke ist nicht übel“, versetzte Bongaß kaustisch; „ich fürchte nur“, fuhr er, das Manuscript aufschlagend, fort, „Se. bischöfliche Gnaden

würden einige Apophthegmata bedenklich finden, z. B. gleich hier Heine's Vers:

„Michel, fürchte nichts und labe
Schon hienieden Deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo Du still verdauen kannst" —

Und dann diesen Vers hier:

„Sei ein Roß, das blind in der Mühle sich dreht,
Sei ein Hund, ins Tretrad gespannt,
So lautet der Spruch, der geschrieben Dir steht
Von der gütigen Vorsehung Hand. —
Und hast Du geplagt voll Angst und Noth
Dich fromm lange Jahr' ohne Ruh,
Dann schnürt Dir zum Lohne der grimme Tod
Hohnlachend die Gurgel zu!"

Ich fürchte, auch das möchte Seiner Gnaden nicht zusagen. Dies aber", fuhr Bongaß, die Seite des Manuscripts hinabblickend und plötzlich auflachend fort, „ist vortrefflich; es steht da:

„Der Galgen ist eine Schmeichelei für das Menschengeschlecht; man hängt von Zeit zu Zeit zwei oder drei Personen, um die übrigen glauben zu lassen, sie seien ehrliche Leute."

„Er ist von Voltaire!" bemerkte Dorn lächelnd.

Bongaß blätterte ein paar Seiten weiter; dann sagte er: „Hier lese ich von J. J. Rousseau:

„Un homme qui s'ensevelit dans ses reflexions est un animal depravé.“ — Das laß Du Dir gesagt sein, Dorn, denk nicht zu viel, sondern raffe Dich auf und handle, rette Dich durch die That, thu etwas, werde ein Räuber meinethalb, zettele eine Verschwörung an, nur versumpfe nicht in Deinem Fatalismus — es graust mich, wenn ich daran denke, wie Du in diesem Deinem Sumpfe hockst und als kühler Frosch darin Deine Stimmungen in lyrischen Ergüssen ausquakst — Adieu!"

Bongaß nahm noch einmal sein Manuscript unter den Arm und ging.

Er ging rasch und gehobenen Hauptes draußen durch die menschenleeren Gassen, auf deren Trottoirs halbgeschmolzener Schnee und Schmutz das Gehen zu einer Arbeit machten. Von Zeit zu Zeit fuhr irgend ein elegantes Coupé, ein sogenannter Dogkart mit einem geschniegelten Dandy neben dem Groom darin rasch an ihm vorüber und bespritzte ihn mit der schmutzigen Flüssigkeit, über welche die Räder wegflogen.

„Seid verdammt, Ihr Alle", murmelte Bongaß zwischen den Zähnen, „Dummköpfe, denen das tückische Schicksal aus Wohlgefallen an Eurer

gründlichen Nichtswürdigkeit einen Wechsel auf Glück in die Wiege legte. Ich verdamme Euch Alle, so lange Ihr glücklicher und reicher seid als ich, und bin ich einst glücklicher und reicher als Ihr, dann erst verdamme ich Euch recht!"

Er kam in den älteren Theil der Stadt, in die schmaleren gewundenen Gassen, in denen sich die Menschen und Fuhrwerke mehr drängten und das eigentliche Stadtleben sich concentrirte. So erreichte er einen großen Buchhändlerladen, hinter dessen mächtigen Scheiben hunderte von neuen und älteren Literatur-Erscheinungen ausgelegt waren, hunderte von Bändchen neuer Drucke alter Schöngeister, die unsere Zeit zum wohlfeilen Rohstoff für die aufblühende Buchbinder-Industrie gemacht hat. Vor dem Laden hielt eine Equipage, welche Bongaß als die eines besuchten Gasthofs der Residenz kannte.

Als er eintrat und nach einem der Chefs der Handlung fragte, sagte man ihm, Herr Keppler sei verreist, Herr Forst werde sogleich erscheinen; er wurde gebeten, in das Empfangzimmer des Principals zu treten — eine Dame warte dort bereits auf denselben.

Bongaß trat in das hinter dem Laden liegende Zimmer, dessen Thür ein Commis öffnete, ein. Es war ein ziemlich dunkler Raum, der sein Licht aus einem Hinterhofe bekam.

Die Dame, deren der Commis, welcher Bongaß einließ, erwähnt, stand am Fenster — sie hatte den Rücken dem Eintretenden zugewendet.

Bongaß blickte ein wenig betroffen mit zusammengezogenen Brauen auf die Gestalt. . . . Diese wandte im nächsten Augenblicke langsam das Haupt, und Bongaß rief überrascht, hastig zwei Schritte vortretend:

„Fräulein Rosas! Sie? Sie sind's?"

„Ich bin es", antwortete Antonie kühl und zu einem halben Gruße unmerklich den Kopf neigend . . . „und Sie . . . was führt Sie hierher? Ich glaubte Sie längst wieder jenseits des Oceans?" setzte sie ein wenig spöttisch hinzu.

„Sie sehen", antwortete Bongaß, „die Gegenden jenseits des Oceans hatten nur eine bedingte Anziehungskraft für mich. Da die Bedingung durch Ihre Schuld nicht eintrat, verzichtete ich für immer darauf, dieselben aufzusuchen."

Antonie war herangetreten und hatte sich in dem Sopha niedergelassen, das zwischem dem Fenster und der Eingangsthür des Raumes hinter einem runden Tische stand.

„Ihr Anblick", sagte Bongaß, unterdeß an diesen Tisch tretend — „Ihr Anblick überrascht mich so, daß ich, offen gestanden, ein wenig die Geistesgegenwart verloren habe . . . ich segne aber diese Begegnung mit Ihnen, welche mir der Zufall gewährt, als ein Glück, ein unschätzbares Glück; ich fühlte immer seither den dringenden Wunsch, mit Ihnen einmal zu reden; ich fühle, daß ich Ihnen eine Welt zu sagen habe und ich weiß doch nicht, wo beginnen!"

„Was hätten Sie mir zu sagen, Herr von Bongaß", versetzte Antonie kalt, fast spöttisch. „Ich meine, wenn ich vorziehe, Ihnen gegenüber zu schweigen, so werden Sie dem Himmel danken, nicht reden zu brauchen!"

„Daß Sie so denken, ist natürlich. Ich nehme es Ihnen nicht im Geringsten übel. Ich weiß, in welch' gehässigem Lichte ich vor Ihnen dastehen muß. Und deshalb segne ich diesen Augenblick, wo es mir vielleicht vergönnt ist, mich zu recht-

fertigen. Denn ich kann mich rechtfertigen — vollständig. Vorausgesetzt, daß ich Zeit dazu behalte. Daß dieser Herr Forst, den wir Beide erwarten, nicht kommt, mir die kostbaren Minuten, die mir dazu nöthig sind, zu rauben! Ich darf also nicht viele Umschweife machen. Aber sagen Sie mir zuerst: Liegt in meinem Namen von Bongaß für Sie nicht etwas wie eine Rechtfertigung dessen — was ich that?"

„In Ihrem Namen? Was ist Ihr Name für mich?" fragte Antonie.

„Ich sehe, Fräulein Rosas", antwortete der junge Mann, „Sie sind über die Verhältnisse nicht viel mehr aufgeklärt, wie ich auch, und doch versicherte mir Prinz Gebhard, als ich ihn das letzte Mal sprach, sein Vater habe mit Ihnen verhandelt, habe völliges Licht in gewisse geheimnißvolle Beziehungen gebracht, die zwischen Ihnen und dem fürstlichen Hause obwalteten, und habe, was dabei Gegenstand von streitigen Interessen sein könne, friedlich geregelt. . . ."

„Das ist in der That so", antwortete Antonie. „Aber weshalb redeten Sie von dem Namen Bongaß?"

„Ich sehe aus dieser Frage, daß der Fürst Ihnen nicht Alles gesagt haben muß — oder er hat mich getäuscht, was immerhin möglich ist.“

„Worin hätte er Sie getäuscht?“

„Als er mir den unseligen Auftrag gab, der mich in Paris zu Ihnen führte. Er sagte zu mir: ich bin bereit, Ihnen eine Carrière in meinem Dienst zu eröffnen, wenn Sie sich geschickt eines Auftrages entledigen, der Ihnen Gelegenheit giebt, Ihr diplomatisches Talent zu entwickeln. Auch ist ein gewisses gemeinsames Interesse für uns Beide da, daß dieser Auftrag gut ausgeführt werde. Eine nahe Verwandte von Ihnen, eine Tante, Sophie von Bongaß, spielt in der Geschichte meiner Jugend eine Rolle — eine nicht eben rühmliche Rolle, wenn Sie wollen. Es wäre für den Namen Rosenstein nicht rühmlich, noch auch für den Namen Bongaß erfreulich, wenn diese alte Geschichte ans Tageslicht gezogen würde: die Gefahr aber ist da. Meine Tochter Marie hat mir Mittheilungen über ein junges Mädchen, eine Malerin, gemacht, welche ihr aus Rom nach Paris gefolgt ist — wie ich glauben muß in der Absicht, durch meine Tochter sich mir zu nähern

und alsdann Ansprüche eben aus jener alten Geschichte her an mich geltend zu machen, die mir, gelinde gesagt, lästig sein würden, und denen gegenüber ich doch nicht weiß, wie ich sie aufnehmen, wie viel ich ihnen gewähren muß, so lange ich nicht weiß, auf welche Beweismittel, auf welche Urkunden schwarz auf weiß sie sich gründen. Ich muß diese Beweismittel in Händen haben, ich muß sie prüfen, im Nothfall, wenn ich sie falsch erfinde, unschädlich machen können — und dazu sollen Sie mir behülflich sein."

„Das sagte Ihnen der Fürst?"

„Beinahe wörtlich! Die weiteren Instruktionen, welche der Fürst mir gab, erlassen Sie mir zu erwähnen; ich möchte zu der Hauptsache kommen, welche es mich drängt, Ihnen zu sagen — zu meiner Entschuldigung, zu meiner Vertheidigung. Ich befand mich in einer sehr schlimmen, bedrängten Lage damals, ich hatte meine ganze, meine letzte Hoffnung auf den Fürsten gesetzt, von dessen alten Beziehungen zu meiner Familie ich ganz im Allgemeinen wußte; ich nahm seinen Auftrag an, ohne auch nur über die etwaige Moralität oder Immoralität desselben nachzudenken. Was

dann geschehen, wissen Sie. Erst als ich Sie gesehen, Sie kennen gelernt, wurde mir eine schwere Last, was ich auf mich genommen; ich fühlte mich von Ihrer Erscheinung gewonnen, durch dieselbe unterjocht, in einer Weise, daß ich Sie anflehte, mit mir Europa zu verlassen.... Damit war ja Alles geschlichtet, Sie bedrohten den Fürsten und meine Tante Sophie nicht mehr, ich war nicht mehr der Sclave des Versprechens, das ich dem Fürsten gegeben und das zu lösen mir sonst wie ein Ehrenpunkt vorkam. Aber Sie verwarfen meine Anträge, mein Werben. Ich handelte dann, wie ich es dem Fürsten versprochen, wie ich glaubte gebunden und verpflichtet zu sein, zu handeln.... Dann, als die That geglückt, warf ich selbst sie mir bitter vor.... Es bedurfte nur einer anscheinenden Verletzung meiner Ehre, die ich von dem Fürsten glaubte erlitten zu haben, um mich in meiner Unzufriedenheit mit mir selbst und mit ihm, sofort brüsk und für immer auf meine Aussichten im fürstlichen Dienst verzichten zu lassen."

Bongaß hatte das Alles sehr rasch und erregt und die Farbe wechselnd, bald erblassend und bald erröthend, gesprochen; er legte augenscheinlich

einen sehr großen Werth darauf, sich bei Antonie zu rehabilitiren.

Diese sah ihn dabei ruhig und ohne den kühlen Ausdruck ihrer Miene zu ändern, an. Sie gab die Antwort nicht, welche Bongaß augenscheinlich erwartete.

„Sie sehen aus meinem offenen Geständniß, aus meiner rückhaltlosen Beichte, wie sehr mir daran gelegen ist", sagte er deshalb, „mein Verbrechen gegen Sie weniger strafwürdig erscheinen zu lassen; ich leugne nichts, ich verberge nichts...."

„Wie könnten Sie auch!" unterbrach ihn Antonie kühl.

Bongaß machte, in ihren Zügen lesend, eine Pause.

„Ich sehe", sagte er dann, „es ist mir nicht gelungen, Ihnen etwas abzugewinnen, was wie eine mildere Beurtheilung meiner That aussähe; aber Sie werden mir einräumen, Fräulein Rosas, daß wir ein gemeinschaftliches Interesse haben."

„Und was wäre gemeinschaftlich zwischen uns?" fragte sie im beinahe verächtlichen Tone.

„Ich denke, das haben die Worte, die der Fürst zu mir sprach, von den beiden Namen Rosenstein und Bongaß, genugsam angedeutet!"

„Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich habe kein Verlangen, zu erfahren, welche Verbindung zwischen ihnen sein kann. Es ist überhaupt nicht meine Natur, über Dinge, die hinter mir liegen, viel zu sinnen und mich um sie zu kümmern. Ich habe die glückliche Gabe, vergessen zu können. Sie sehen, Sie hätten also nicht so viele Worte über das, was geschehen ist, zu machen brauchen, Herr von Bongaß. Und jetzt, da dieser Herr Forst, auf den ich wartete, noch immer nicht kommt und meine Zeit zu gemessen ist, will ich heimgehen. . . .“

„Sie wollen gehen und mich zurücklassen in der hellen Verzweiflung, daß es mir nicht gelungen ist, mich auch nur im Geringsten bei Ihnen zu rechtfertigen, Ihren Zorn gegen mich auch nur . . .“

„O, ich zürne Ihnen nicht, Herr von Bongaß“, sagte Antonie aufstehend und mit einem kühlen Gruße an ihm vorüber schreitend, verließ sie das Zimmer.

Draußen im Laden sagte sie, daß sie auf Herrn Forst nicht länger warten könne und am

Nachmittags um drei Uhr zurückkehren werde, mit dem Prinzipal zu reden.

Der erste Commis führte sie mit vielen Bücklingen hinaus und half ihr ihren Wagen besteigen.

Bongaß blickte ihr eine Weile stumm nach... dann murmelte er etwas in den Bart... dann stampfte er mit dem Fuße auf den Boden und dann begann er, langsam sinnend, auf- und abzugehen.

„Verdammtes kaltes höhnisches Weib!" sagte er für sich hin. „Und doch liegt sie mir im Kopf und im Herzen, seit ich sie zum ersten Male gesehen habe. Und dies... dies soll... wahrhaftig, es soll nicht das letzte Mal sein! Ich will dem ganzen Geheimniß auf den Grund kommen und werde es. Wie dumm, daß ich so viel Zeit vergehen ließ, ohne sie zu nützen. Ich will offen und ohne Umschweife mit der Tante Sophie reden, sie soll, sie muß mit dem Geheimniß heraus und wird es! Und bin ich dem Geheimniß auf den Grund gekommen, dann mag Fürst Rosenstein sich vor mir hüten... ich habe nicht die geringste Ursache mehr, die Vortheile nicht auszubeuten,

die für mich in der Sache liegen können. Ich will gleich zu meiner Tante gehen und sie zum Plaudern bringen! Dies Mädchen... wer weiß... wer sie eroberte, sie heirathete, hätte eine fürstliche Partie mit ihr gemacht... was wäre mit einem Weibe von solcher Schönheit, solchen Beziehungen nicht durchzusetzen.... Der Fürst und Prinz Gebhard haben mir schon genug verrathen, um mir klar zu machen, daß sie sie zu fürchten haben... zunächst muß ich wissen, wie sie jetzt lebt und wie der Fürst sich zu ihr gestellt hat... das kann ja nicht schwer sein!"

Bongaß ging schweigend eine Weile umher, die Hände auf dem Rücken, den Kopf zu Boden gesenkt, als plötzlich rasch die Thür sich öffnete und Herr Forst hereintrat.

„Ah, Sie sind's, Herr von Bongaß", sagte der kleine lebhafte Mann, „ich dachte eine Dame zu finden; aber man sagt mir draußen, sie sei schon wieder gegangen — bitte, nehmen Sie Platz!"

Bongaß setzte sich, während Herr Forst den Ueberzieher abwarf und an das Fensterkreuz hing.

„Wer ist die Dame?" fragte jener in ziemlich

gleichgültigem Tone ... „ich fand sie hier und unterhielt mich sehr angenehm mit ihr, sie ist eine auffallend schöne Erscheinung. ..."

„Ist sie?" versetzte der Buchhändler ... „desto besser ... sie hat ein bedeutends Talent als Zeichnerin ... componirt allerliebst ... sie wohnt auf einem Gute, Mildenstein heißt es ... sie lebt unabhängig da, ist aber mit der Familie des Fürsten Rosenstein hier, ist mit dessen Tochter befreundet. ..." Herr Forst ging, während er so sprach, zu einem Stehpulte, dessen Deckel er aufschloß und in die Höhe hob, um eine Mappe herauszunehmen.

„Da sehen Sie", fuhr er fort, „diesen Cyclus von Zeichnungen hat sie mir gesendet, Illustrationen zu deutschen Märchen ... sie wünscht das in guten Holzschnitten als Buch herauszugeben ... Honorar verlangt sie nicht — ich denke, ich kann's wagen, und habe ihr das auch geschrieben; sie hat mir darauf ihren Besuch auf heute angekündigt, um das Nähere zu besprechen ... sie will um drei Uhr wieder kommen. ..."

Herr Forst hatte unterdeß die Mappe vor

Bongaß auf den Tisch gelegt und dieser sie aufgeschlagen.

„Ah . . . das ist ganz vorzüglich“, rief er aus. „Wissen Sie, Herr Forst, daß das ganz reizende Bilder sind? . . . nicht allein die Gestalten und Gruppen schön, sondern auch die Scenerien, die Hintergründe, die architektonischen Partien . . . wundervoll . . . welche Phantasie liegt in dieser alten Ritterhalle . . . und hier der Schloßhof, diese alten Bäume mit der reizenden Perspective nach der See hinab . . . das ist ein wahrer Fund für Sie, Herr Forst!“

Herr Forst hatte sich neben Bongaß gesetzt und blätterte mit ihm in der Mappe.

„Es ist brav gemacht . . . man sieht, es ist keine Dilettantenhand, sondern eine freie, geübte Künstlerhand . . . das Frauenzimmer hat Talent, so viel ist gewiß!“

„Das hat sie, und . . .“

„Ich muß nur noch einen Text dazu haben — einen guten, mit Geschmack gemachten Text . . . die Stellen, welche illustrirt sind, müssen aus den alten Büchern ausgezogen und durch kurze summarische Angaben des übrigen Inhalts so ver-

bunden werden, daß der Leser den Zusammenhang faßt... wissen Sie irgend ein unbeschäftigtes Genie, dem ich die Arbeit übertragen könnte?"

„Gewiß", warf Bongaß ein, „ich weiß, wer dazu der rechte Mann wäre, Ihnen das ganz vortrefflich zu machen. Den Namen sag' ich Ihnen, wenn Sie —"

Bongaß fuhr nach der Tasche, in welcher er sein Manuscript stecken hatte.

„Ach! nun kommt der Dolch", rief lächelnd Herr Forst aus, „das Manuscript... wenn doch einmal ein harmloser Mann mich ohne solche Waffen, die er mir auf die Brust setzen will, besuchte... aber nein, sie haben alle ihren Dolch in der Tasche — lauter Mörosse! Nun, was ist es?"

„Beruhigen Sie sich, Tyrann Dyonis der Literatur! Es ist weder ein Trauerspiel in fünf Acten und Versen aus der römischen Geschichte, noch sind es Gedichte!"

„Würd' auch schön gebeten haben!" sagte der Buchhändler, indem er das Manuscript nahm und aufschlug. Er las:

Ob's Gift, ob Panacee, was kümmert's Euch,
Lockt Käufer in die Bude nur das Zeug!

„Teufel!" rief Herr Forst aus, „es ist doch kein Pamphlet auf uns Buchhändler?"

Bongaß lachte auf.

„Das Hübsche daran ist", versetzte er, „daß Jedermann es beim ersten Anblick für ein Pamphlet auf sich nehmen wird. Es ist so verdammt viel Wahres darin gesagt wider Jedermann!"

„Was soll denn das Ganze?" sagte Herr Forst.

„Was es soll?" antwortete Bongaß mit bitterem ironischen Lachen — „den Inbegriff der Erkenntniß ausdrücken, den unsere Zeit errungen hat. Eine große Generalbeichte der Menschheit soll es sein. Ein großes Domine non sum dignus. Das Eritis sicut deus, scientes bonum et malum ist ein überwundener Standpunkt... es giebt kein bonum et malum auf dieser Erde, und keinen deus mehr, sondern nur noch ein redendes Thier, in welchem sich der höchste und geistigste Aufschwung, zu dem es das Sein, die Welt, der Kosmos gebracht, darstellt. Die neueste Philosophie mit ihrem unbedingten

Pessimismus, die Naturforscher mit ihren erstaunlichen Beweisen von dem Thierthum des Menschen, von seiner Abstammung und seiner Abhängigkeit vom irdischen Stoffe haben das unwiderleglich dargethan. Es ist das auch die allgemeine Ueberzeugung der Gebildeten geworden und es fehlt nur noch an einem Gebetbuch für die neue große Kirche derer, die an den Uraffen glauben. Nun wohl, dies Manuscript ist solch' ein Gebetbuch oder Brevier und zugleich ein Beweis, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; daß die Theorie vom menschlichen Thierthum längst in all' unseren großen Geistern zu finden war — ihre sinnigsten und witzigsten Gedanken darüber sind in diesem Manuscripte sorgfältig und nach den Materien geordnet zusammen gestellt. . . . Sie finden da unter den Rubriken Pflicht, Liebe, Ehre, Gewissen, Ehe, Dankbarkeit, Gemüth, Gerechtigkeit, Religion, Alles bei einander, was einsichtige Männer gesagt, um zu zeigen, was das Alles zu bedeuten hat. . . ."

Herr Forst lachte im ersten Augenblick laut auf; dann sah er Bongaß erstaunt an.

„Teufel!" sagte er, „das ist ja ein dämonischer

Gedanke. Das ist ja ganz satanisch und müßte einem den letzten Glauben an die Menschheit rauben... aber ziehen würde ein solches Buch...."

„Gewiß! Zahlen Sie mir fünfhundert Gulden Honorar und drucken zweitausend Exemplare als erste Auflage."

„Sind Sie gescheidt?"

„Scheint es Ihnen zu viel?"

„Ich möchte es nicht umsonst drucken!"

„Weshalb nicht? Sind Sie nicht ein Mann, der auf der Höhe der Zeit steht?"

„Es kommt mir vor, als ob ich den Galgen verdiente, wenn ich solche Sachen aus meiner Offizin hervorgehen ließe... aber ziehen würde es!"

„Was haben Sie weiter zu bedenken?... Sie sind Geschäftsmann!"

„Man würde mich verachten...."

„Wir schreiben eine Vorrede, worin wir sagen, wir hätten die Absicht, der Welt zu zeigen, welches Gift sich in den Schriften der sogenannten großen Männer berge und wie man die ganze Literatur verachten müsse... dann sind Sie bei allen frommen Leuten gedeckt...."

Herr Forst schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie mir das Manuscript da, ich will's durchblättern und mir die Sache überlegen“, sagte er. „Aber Sie, haben Sie denn kein Bedenken dabei, so etwas herauszugeben, Herr von Bongaß?“

„Gegen fünfhundert Gulden Honorar? Keines! Wenn ich durch den Handel mit Arsenik oder Blausäure ein wohlhabender Mann werden kann, so schlage ich eine Arsenikbude auf... schreibe auch meinetwegen „Verlags- und Sortimentsgeschäft von G. v. Bongaß“ darüber — das übrige kümmert mich nicht — ich bin nicht berufen, über eine minorenne oder majorenne Menschenseele eine Vormundschaft zu führen.“

„Allen Respekt!“ rief Forst aus; „Sie werden es, denk' ich, noch weit bringen mit solchen Grundsätzen.“

„Vielleicht!“ antwortete Bongaß — „aber wenn ich stets auf solche bedenkliche Gemüther stoße, wie Sie, schwerlich. Wann soll ich Antwort haben?“

„Morgen.“

„Wohl denn. Und was den Mann betrifft,

der Ihnen den Text zu Ihren Märchen-Illustrationen machen könnte. . . ."

„Ach ja, wen empfehlen Sie mir da?"

„Adolf Dorn. Es ist ein Mann vom glänzendsten Talent, das aber untergeht wie ein ächter Poet . . . verhungert wie Chatterton . . . weil er sich in seinem Poetenhochmuth nicht in die Welt zu schicken versteht. Der Mann könnte Redakteur sein, aber er ist zu stolz, von einem Buchhändler abhängig zu sein, der seine Feder würde beeinflussen wollen. Er könnte übersetzen, aber er ist zu stolz, sich von einem Verleger ein Buch zum Uebersetzen octroyiren zu lassen, das mit seinen religiösen oder politischen Ueberzeugungen nicht harmonirte. . . ."

„Aber seinen Schneider und seinen Schuster um das Tuch und das Leder zu bringen, das er ihnen nicht bezahlt; seine Freunde um ihr Darlehn zu bringen, die er nicht zurückgiebt, dazu ist er wohl nicht zu stolz . . . ich kenne diese unbeugsamen und stolzen Charaktere", fiel Herr Forst ein. „Wo wohnt er?"

„Hammerstraße siebzehn", antwortete Bongaß. „Uebrigens will ich ihn zu Ihnen senden."

„Gut, thun Sie das, Herr von Bongaß. Also bis morgen. Wie gesagt, ich will mir Ihr Manuscript ansehen — aber viele Hoffnung kann ich Ihnen nicht machen."

„Wir werden sehen!" antwortete Herr von Bongaß und empfahl sich.

Als er draußen war, ging er langsam seiner Wohnung zu. Sie lag jenseits des großen Platzes, der an der westlichen Seite der Stadt die alte Stadt von den Vorstädten schied.

„Durch Dorn", flüsterte er leise vor sich hin, „wäre dann allerdings etwas wie ein Verbindungsfaden mit ihr gewonnen. Er muß persönliche Unterredungen mit ihr haben, um zu erfahren, welche Stellen sie bei ihren Bildern ... bei diesen wunderbar schönen Bildern ... genau im Auge gehabt, wie sie sich dies, wie jenes gedacht hat ... aber was hilft mir am Ende das? Sie war so verdammt schnöde gegen mich ... wenn ich nicht etwas anderes entdecke, das mir den Vorwand giebt, zu ihr zu gelangen ... dann ist durch die Verbindung zwischen Dorn und ihr für mich noch wenig gewonnen ... und wie das erreichen, wie? ... Wenn ich von der Tante Alles erfahren habe, was

sie über die Beziehung des jungen Mädchens zu den Rosenstein sagen kann . . . werde ich dann mehr gefördert sein? Antonie hat mir sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben, daß sie auf meine Enthüllungen darüber keinen Werth legt . . . ich muß andere Wege einschlagen! Aber welche — welche . . . wenn ich mich dem Teufel verschreiben müßte, um zu erfahren, welche, ich würde es thun — bei meiner armen Seele . . . aber ach, der Teufel hat keine Veranlassung mehr, sich herbeschwören zu lassen und sich in Kosten zu setzen — die Welt von heute rennt ihm von selber ins Netz! Mein einziger Trost ist zu denken: kommt Zeit, kommt Rath — und unterdeß wäre vorläufig auszukundschaften, wo in der Stadt sie wohnt. Das ist nicht schwierig, da sie ja den Nachmittag wieder zu Forst kommen wird. Sie ist mit ihrer fürstlichen Freundin, der Prinzessin Marie, zusammen hier. Und die wird sich nicht nehmen lassen, den großen Ball am heutigen Abend zu besuchen . . . wenn das Schicksal mir beisteht, sehe ich sie da wieder, auf dem Maskenball . . . ich will mir doch eine Maske zu verschaffen suchen. . . .“

Das letztere war leicht gethan. Bongaß fand

bei einem Maskenverleiher sehr bald einen hübschen Anzug, wie er ihn brauchte. Auch die Aufgabe, die Wohnung Antoniens zu ermitteln, war leicht gelöst. Er brauchte dazu nicht einmal sich um drei Uhr vor der Buchhandlung einzufinden, um sodann dem Wagen Antoniens, wenn sie zurückfuhr, zu folgen. Er fand in einem Kaffeehause das Fremdenblatt und darin: Im Gasthofe zu den drei Königen: „Se. Durchlaucht der Fürst Rosenstein nebst Dienerschaft, Prinzeß Marie von Rosenstein, Gräfin Louise Thal, Fräulein Antonie Rosas.“ —

Die Nachmittagsstunde konnte Bongaß deshalb besser verwerthen. Er brachte sie bei seiner Tante Sophie zu, einem vertrockneten alten Stiftsfräulein, das ihn sehr gütig aufnahm, als er erschien, um den Kaffee bei ihr zu trinken.

„Das ist eine seltene Ehre, daß man den Vetter einmal erblickt“, sagte sie; „man weiß die Ehre gehörig zu würdigen und der Kaffee soll gut... recht stark, wie Du ihn liebst, werden....“

„Recht so, Tante, und als Zugabe sollen Sie mir einige hübsche Geschichten aus der alten Zeit,

wie Sie sie so vortrefflich zu erzählen verstehen, zum Besten geben!"

„Schmeichler!" sagte die Tante, „was kümmert Ihr jungen Leute Euch viel um alte Geschichten!"

„Ich just heute doch ausnahmsweise einmal sehr, Tante Sophie — Sie sollen sehen, wie gespannt ich Ihnen zuhören werde, wenn Sie mir ein wenig vom Fürst Rosenstein erzählen wollen, den Sie ja in Ihrer Jugend gekannt haben...."

„Fürst Rosenstein? Und weshalb gerade von dem heute?"

„Weil — nun, weil er in der Stadt ist, weil er mit seiner Familie den Maskenball im Theater besuchen wird... und weil ich ebenfalls hingehen werde... da wär' es denn äußerst liebenswürdig von Ihnen, Tante, wenn Sie mir etwas mittheilen wollten, womit ich ihn unter der Maske intriguiren könnte...."

„Ach... deshalb! Aber, lieber Gustav, meine Erlebnisse mit den Rosenstein sind nicht so, um Maskenscherze daraus zu machen!"

„Sie kannten den Fürsten und seinen Bruder, als Sie junges Mädchen, die schönheitstrahlende Sophie Bongaß, waren. . . .“

„Schmeichler!“ sagte die Tante, „freilich, ich kannte sie; sie kamen ins Haus meines Vaters, aber es wäre besser gewesen, sie hätten es nie betreten!“

„Und weshalb sagen Sie das mit einem so tiefen Seufzer?“

„Weil . . . weil . . . nun, Dir darf ich ja die alten Geschichten jetzt anvertrauen — weil eine schreckliche Katastrophe die Folge davon wurde. Aber erst will ich für Deinen Kaffee sorgen und dann sollst Du es hören!“

Eine Stunde später hatte Bongaß Alles gehört, was er zu wissen verlangte.

Zweites Kapitel.

Ein Stück Mittelalter.

Es mochte neun Uhr Abends sein — eines finsteren, rauhen und stürmischen Abends; denn der Himmel, der am Morgen vorübergehende Sonnenblicke gehabt, hatte sich mit dunklen Wolken bedeckt, aus denen von Zeit zu Zeit Regenschauer, vom Winde schräg gegen die Häuserfronten geworfen, niederrauschten. Allmälig war aus dem Winde, der selten aufhörte, durch die neuen Residenzstraßen zu blasen, als ob diese langen, breiten, menschenleeren Straßen nicht ohnehin schon genug wie ein leeres Ei ausgeblasen gewesen wären, ein Sturm geworden, mit dem die Gaslichter ihren stillen, aber zähen, siegreichen Kampf kämpften.

Da wo eine der Hauptstraßen in einem stattlichen Triumphthore endete, führte ein breiter von

Linden beschatteter Weg zu der Höhe hinan, auf der sich außerhalb des Stadtbereichs die Residenzburg der Regenten des Landes erhob, flankirt auf der einen Seite von einem hohen grauen Dikasterialgebäude, auf der andern von einem neuen und modernen Tempel der Kunst, dem Hofopernhause.

Der Regent des Landes, der Herzog, der von dieser Höhe herab seine getreue Stadt beherrschte, war ein junger Mann, der nicht für die Herrscherwürde über ein mäßig großes, aber sehr bevölkertes Land erzogen war. Der Tod eines Oheims und zweier Söhne desselben hatte voraufgehen müssen, um ihn zu einer Erbfolge zu berufen, an die er früher nicht gedacht. Und unmündig zur Regierung gekommen, daran gewöhnt, die Regierungsgeschäfte von andern Leuten bestens besorgt zu sehen, war er auch, als er den Thron bestiegen, dieser bequemen Gewohnheit treu geblieben.

Betreten wir sein vor uns liegendes Schloß.

Ein Säulenthor mit vorspringendem Dach, auf dem Statuen standen, erhob sich vor einer Durchfahrt, die in einen großen, von Flügeln gebildeten Hof führte, in welchem andere Durchfahrten, durch die Flügelbauten gebrochen, in dahinter

liegende große und kleinere Höfe, alle von Gasflammen erhellt, blicken ließen.

Einer dieser Höfe war von alterthümlichen Arkaden auf allen vier Seiten umgeben. Die Bogen derselben ruhten auf langen, sich perspectivisch verjüngenden Säulenreihen, die in der nächtlichen Dunkelheit doppelt weit sich hinabzustrecken schienen; und die inneren Wände dieser Arkadengänge waren mit Fresken geschmückt, welche bald pompejanische Ornamente bildeten, bald große Wandbilder waren, die Scenen aus der deutschen Sagenwelt darstellten. Was diese großen, durch Fülle der Gestalten und bunte Mannigfaltigkeit der Farben wirksamen Bilder bedeuteten, war nur bei einigen, auf welche just das volle Licht einer nahen Gasflamme fiel, zu erkennen; man sah da die Nibelungen bei König Attila im Hunnenlande einziehen oder auf einer anderen Wandfläche Gudrun am Ufer des Meeres stehen und mit ihren minniglichen Gespielinnen ihre Linnen waschen; auf andern Bildern aber erkannte man nur eine bewegte Fülle ritterlichen Wesens, geharnischte Männer im blutigen Streiten, oder im Waffenspiel und Turniere, Rosse, Lanzen, gekrönte Helme

mit hohen Zimieren, Armbrüste, Hunde, Edelwild, Fräulein hoch zu „Zelter“ mit dem ritterlichen Federspiel auf der Hand und dahinter als Scenerie Felsen und Burgen mit Thürmen und Söllern, hochgewölbte Säle oder weite Kirchenschiffe mit himmelanragendem Säulenwerk — was Alles in der Dunkelheit der Nacht, bei der halben dämmerigen Beleuchtung vom Auge überflogen, einen gar wunderlichen, jugendtraumhaften, phantastischen, christlich-germanischen, die Sinne in Trunkenheit setzenden Eindruck hervorrief.

In einer Ecke dieses Hofes des großen Gebäudes führte eine breite Treppe aus dem Arkadengange an eine Glasthür und hinter der Glasthür eine mit weichem Teppich belegte schmalere Stiege in den ersten Stock empor, den ein sehr breiter und vom Hofe her sein Licht durch hohe Fensterbogen erhaltender Corridor durchlief. Von der Decke herab hingen Ampeln, die den langen Raum erleuchteten, zunächst zu Gunsten eines alten Soldaten von der Unteroffiziergarde, der in der Nähe der Treppe auf und ab schritt und der hier einen stillen Verkehr mit großen weisen Männern in uralten Trachten, theils in Harnischen, theils in

spanischen Wämsern und Mänteln, oder auch in langen Purpurmänteln, und mit einigen alten Damen in schwarzen, hermelinbesetzten Sammetschleppen zu führen schien, die aus breiten goldenen Rahmen von der den Fenstern gegenüber liegenden Wand herabblickten.

Am Ende des Corridors befand sich eine hohe dunkle Thür mit vielem Schnitzwerk darauf und einem großen vergoldeten Schlosse; daneben aber setzte sich der Corridor, um drei Viertheile schmäler und die Hälfte niederer, eine Strecke weiter fort, um an eine Wendeltreppe zu führen, die in ein höheres Stockwerk hinauflief. Hier oben gelangte man in einen durch eine Glasthür abgeschlossenen, mit schönen exotischen Pflanzen in den Ecken geschmückten Vorraum, den eine rothe Ampel aus Goldbronce erleuchtete, und in dem ein schwarzgekleideter ältlicher Herr mit ergrauendem Haar in einem Lehnstuhl saß, der in die Fensterbrüstung gerückt war, so ruhig still und unbeweglich, als ob er die Welt herausfordern wolle, ihm auch nur das leiseste Zeichen einer Theilnahme abzugewinnen, welches freilich auch ein so behaglich in einem weichen Fauteuil und in einem so reizenden,

blumendurchdufteten, wohlgewärmten Kämmerlein untergebrachter Mann sehr Unrecht gehabt hätte, der trübseligen von Sturm und Wind und Wetter heimgesuchten Welt da draußen mit ihrem Straßenkoth und ihrer Herzensnoth irgend zu schenken.

Auf das Vorgemach folgte ein großer Raum von einer reichen üppigen Einrichtung. Schwere Vorhänge von rothem Seidendamast hingen vor den Fenstern und den hohen Flügelthüren nieder; ein bunter, geblümter, weicher Teppich gab dem Fuß die Empfindung, als schreite er in der That über ein dichtgefülltes Blumenbeet; schwellende Polster lagen umher, Divans und andere Ruhebetten waren inmitten des Raumes, wie an den Seiten aufgestellt; von der facettirten Decke hing ein vergoldeter Lustre nieder, an dem eine große Zahl von Lichtern flammte, und auf den mit dunkelrothem Damast bekleideten Wandflächen hingen Gemälde, auf den Consolen unter den riesigen Spiegelflächen standen Broncestatuen, in den Ecken auf Piedestalen große Vasen von unschätzbarem Werthe — Sammt, Seide, Gold, Marmor, Kunstwerke überall! Der Eingangsthür gegenüber befanden sich zwei andere hohe Thüren; die links

war geschlossen, die rechts aber stand offen, die Portièren waren zurückgeschlagen und man blickte so in den dahinter liegenden Raum, der, weniger groß als der vordere, eine ganz verschiedenartige Einrichtung zeigte. Die ganze Einrichtung war hier mittelalterlich. Man konnte glauben, in ein Gemach aus den Zeiten des schmalkaldischen Religionskrieges zu treten; alles Geräth zeigte dieselben, möglichst steiflinig, schnurgerade und bockbeinig den Bedürfnissen menschlicher Bequemlichkeit zuwiderlaufenden Formen; an den Wänden standen Statuen von Minnesängern und Troubadours, hingen Mandolinen, Hüfthörner und Ritterwaffen, und in den Ecken trugen schön geschnitzte Etagèren eine auserlesene Sammlung von alten, mit bewunderungswürdiger Kunst aus Elfenbein oder edlen Metallen gearbeitteter Trinkhörner, geschliffener Humpen, venetianischer Flügelgläser, kostbarer mit Edelsteinen verzierter Schmuckkästchen.

Inmitten dieser in ein fernes Jahrhundert versetzenden Umgebung saßen zwei Männer an einem kleinen runden Tische, auf dem in geschliffenen Crystallschalen Confect und candirte Südfrüchte und Caraffen voll verschiedener tief-

gefärbter Weine standen. Ein paar Bücher lagen dazwischen.

Der eine der beiden Anwesenden war ein sehr junger und sehr schöner Mann. Ein Kopf mit einem griechischen Profil und sehr sinnlichen aber schönen Munde zeigte alle Frische der Jugend und doch den geistigen Ausdruck, jenes Seelengepräge, welches sonst nur auf den Zügen, von denen das Leben den frischen Jugendhauch längst fortgenommen hat, zu ruhen pflegt. Er war ein wenig über mittlerer Größe, schlank und in seinen Bewegungen ruhig, gemessen — wie es zu einer vornehmen adligen Erscheinung paßte.

Der andere Mann mochte um zehn Jahre älter als der jüngere sein. Seine markirten, ein wenig hageren und bleichen Züge, an deren Ausbildung dunkle Erfahrungen und stürmische Leidenschaften nicht ohne Theil geblieben sein mochten, hatten das Gepräge und die Art von geistiger Schönheit, die selten dem Antlitze eines Künstlers fern bleibt, der, wie tief ihn auch das Leben in seinen Realismus hinabzieht, doch das Haupt oben hält in der Region seines Idealismus. Das Gesicht des Mannes zeigte die breite hohe Stirn

ganz unverhüllt, da das Haar hinter die Ohren zurückgestrichen war. Die hochrückige, leisgekrümmte Nase deutete auf eine energische Natur, und der Blick der weitgeöffneten braunen Augen hatte etwas Schwärmerisches, dem doch der sinnlich geschwellte Mund mit dem Gepräge von Härte und Menschenverachtung widersprach.

Beide Männer waren in einer sehr auffallenden und verwundersamen Tracht. Der jüngere hatte Unterkleider von fleischfarbenem Seidentricot, die in höchst zierliche Schnabelschuhe von dunkelrothem Saffian ausliefen; ein dunkelrothes Wams von Sammet bekleidete den Oberkörper bis zur Mitte der Schenkel; es war geschlitzt und mit perlgrauer Seide gefüttert und mit einem schmalen grauen Pelz von außerordentlicher Feinheit verbrämt; auf der Brust zurückgeschlagen zeigte es ein ebenfalls geschlitztes Unterwams von perlgrauem Seidenstoffe, das mit weißer Seide gefüttert und mit Goldfäden durchstickt war. Als Gürtel und Wehrgehenk diente eine schwere goldene Kette, an der ein langer Dolch in einer Scheide von matter, ciselirter Goldarbeit niederhing. An der dunkelrothen Sammetmütze, die das dichte reich-

lockige Haupt des jungen Mannes bedeckte, schwankte eine außerordentlich schöne lange Straußenfeder.

Ein kurzes Mäntelchen aus Goldbrocat lag in der Nähe auf dem Boden. Es war genau das Costüm der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Der ältere Mann, der dem jüngeren in einem steifrückigen Lehnsessel gegenübersaß und dabei in starkem Anachronismus eine modernste Havanna-Cigarre rauchte, trug ein ähnliches Costüm — nur war das Wams, das weiter, bis zu den Knien hinabreichte, von dunkelgrüner oder dunkelblauer Farbe und rosenroth gefüttert; auch war es über der Brust zugenestelt, so daß das Ganze weniger reich und bunt erschien. Das Wehrgehenke war von Leder, mit goldnen Buckeln belegt, die kurze Waffe von ciselirtem Eisen.

Der junge Mann hob ein halbgefülltes Glas gegen das Licht des brennenden Armleuchters von alterthümlicher Silberarbeit, der auf dem Tische stand, und sagte:

„Ich trinke auf die Erleuchtung aller dunklen Köpfe!“

„Ich denke, Deine Hoheit könnte etwas mehr

dafür thun, Herzog August", antwortete der ältere Mann.

„Und was? Willst Du mich an mein Herzogthum erinnern? Bin ich heute nicht der König René von Anjou? Wer aber wie König René auf den Höhen des Daseins steht, wandelt da in der Erleuchtung, in die Thäler unter ihm aber, wo Dunkel und Schatten herrscht, kann er das Licht nicht werfen. Was da unten lebt, muß sich eben selbst emporarbeiten. Was kann König René für sie thun, sprich, Du weiser Merlin, Du Mischmasch von Bertram und Farinelli."

„Farinelli — damit stellst Du Dir selbst ein miserables Zeugniß aus.... Farinelli war der Sänger eines blödsinnigen Königs, und ich denke, König René hält sich für zu gut, um sich mit Philipp V. zu vergleichen. Dazu kommt, daß Bertram die Baßpartie in „Robert der Teufel" singt und nicht zugleich auch ein Castratensopran sein kann — ich bin kein Castrat...."

„So sei was Du magst, — der neue Klingsohr von Ungarland..." lachte der Herzog.

„Ich bin, was ich bin, Merlin, der Sänger, der Seher, der Schmuck Deines langweiligen Hofes,

der Mann, vor dessen Auge die Vergangenheit und die Zukunft steht und der mit dieser Weisheit Deine Gegenwart erträglich macht, die trotz all des Lichts, mit dem Du Dich brüstest, sehr öde, dunkel und schattenhaft wäre!"

Es war ein stolzes Wort, das der Mann in der Maske des Merlin gesprochen. Aber vielleicht durfte er es sprechen . . . die Gunst, die ausschließliche Freundschaft seines Gebieters gestattete es ihm wenigstens. Er nannte sich einen Edelmann aus den russischen Ostseeprovinzen — in den gangbarsten Adelslexicons fand sich jedoch der Name von Wehrangel nicht. Er wollte als russischer Officier im Kaukasus gedient haben; dann zu diplomatischen Aufträgen in den Donaufürstenthümern verwendet worden sein; irgend ein Abenteuer, welches verschiedene Formen annahm, je nachdem die Stimmung war, in welcher er davon sprach, die Gesellschaft, in welcher er Andeutungen darüber fallen ließ — die junge Frau eines russischen Fürsten spielte jedoch immer eine Rolle darin — hatte ihn aus dem russischen Dienste vertrieben; er hatte sich entschlossen, auf einer deutschen Hochschule eine gründlichere Vorbereitung,

als er sie in seiner Jugend bekommen, für die Ausbildung der großen Talente zu suchen, welche er besaß; er war Zeichner, er war musikalisch, er sang, vor allem aber besaß er ein in der That großes poetisches Talent — die erzählenden Dichtungen Merlins — wir behalten diesen Namen bei, da wir für seinen andern, wie gesagt, keine Bürgschaft der Authenticität beibringen können — hatten verdientes Aufsehen gemacht.

Mit dem jungen Herzog war er auf jener Hochschule zusammengetroffen; der erstere, damals noch nicht einmal ein Erbprinz, hatte in dem alten Studenten, der schon so viele Abenteuer erlebt, dessen Vergangenheit sich in so weiter Ferne und einer so fremden Welt abgespielt, der mit seinen Talenten anzog, mit seinem Geist blendete, einen Mann nach seinem Herzen gefunden. Merlin zeigte bald, daß er sich jugendliche Schwärmerei genug bewahrt, um den Phantasie-Hochflug seines jungen Freundes im gleichen Takte des Schwingenschlags begleiten zu können; der Zusatz von Weltverachtung, von zersetzender Kritik für die Erscheinungen der Gegenwart, der ironisch-mephistophelische Zug machte ihn dabei nur noch interessanter.

So war das Seelenbündniß zwischen dem jüngeren und dem älteren Mann entstanden. — Merlin war dem Herzog, als dieser zum Thron gelangte, in die Residenz gefolgt, er war sein Kammerherr, sein steter Begleiter, sein Berather — aber eine eigentliche Stellung in einem bestimmten Wirkungskreise, ein Amt in irgend einem Zweige des Dienstes hatte er abgelehnt. Vielleicht war er klug genug zu berechnen, daß solche Stellungen Günstlingen gefährlich werden. Es genügte ihm, der Freund des Herzogs zu sein — und das war er im vollen Sinne des Wortes — Herzog August hatte nie erlaubt, daß eine andere Art des Verkehrs zwischen ihnen Platz greife, als die, welche sie als zwei verbündete Commilitonen der Hochschule zusammen gepflogen.

Trotzdem fanden jetzt Merlins selbstbewußte Worte bei seinem herzoglichen Freunde lebhaften Widerspruch. Dieser rief aus:

„Ich glaube in der That, Du denkst, König René bedürfte Deiner. Uebermüthiger Zauberer. Geh und laß Dich begraben im Walde von Breceliande. — Denkst Du, ich würde wie ein bretagnischer Bauer zu Deinem Grabsteine wall-

fahrten und um Orakelsprüche in die Tiefe rufen?"

Der Zauberer Merlin zuckte die Achseln.

„Was würdest Du beginnen ohne mich!" sagte er.

„Leben wie ich lebe", antwortete der Herzog. „Leben im Licht, im Genuß des Schönen. Leben nicht mit dem Geiste, mit dem Verstande, mit dem Willen, diesen drei häßlichen, egoistischen Männern, diesen mürrischen Philosophen — sondern in und mit der Phantasie, der jugendlichen Zaubergöttin, der Hebe des süßesten Lebenssaftes; die süße Gewohnheit des Daseins üben unter den hohen und herrlichen Gestalten der Poesie. Brauch ich Dich dazu?"

„Kein Leben ohne Kampf. Hast Du zu kämpfen, so brauchst Du mich!"

„Mein Kampf ist leicht. Die Mühen des Lebens nehmen schüchterne und respectvolle Formen an, wenn sie mir nahen — und achten meine verschlossene Thür. . . ."

„Um davor in Gestalt verblüffter Geheimräthe mit großen rothen Mappen unter dem Arm schweigend wieder abzuziehen", lachte Merlin laut

auf — „man sah solche Schauspiele in René's schönem Königreich Arelat! Doch lob' den Tag nicht vor dem Ende. . . ."

„Ich könnte mir, um Dich desto leichter zu entbehren, ein Weib nehmen", fuhr der junge Mann fort. „In meinem Herzen ist ohnehin ein Gefühl, als ob mir die Wendung meines Schicksals bevorstände, als ob mir das Ideal meiner Träume, das hohe Bild der Herrlichen, das mir erscheint, wenn Dichtung oder Musik die schöne Traumwelt vor mir heraufbeschwören, in kurzer Zeit begegnen würde. So ist es, Merlin, ich ahn's, ich fühl's, die Liebe wird kommen, mich mit ihren Myrthen zu krönen — dann bedarf ich Deiner Welt nicht mehr, Deiner Verse nicht mehr, nicht Deiner mehr!"

„Die Liebe!" sagte Merlin mit unsäglicher Verachtung im Tone.

„Die Liebe, ja! Weshalb zuckt Deine Lippe mit diesem Hohne bei dem Wort? Sprich, bist Du Teufel genug, nicht an sie zu glauben?"

„An die Liebe, an des Mannes Liebe glaub' ich."

„Und woran zweifelst Du?"

„Ich glaube nicht an das Weib."

„Du — Du glaubst nicht an das Weib? Und Niniane, Merlin . . . oder besser, all' die Ninianen. . . .“

„All' die Ninianen, die mich mit ihren Zauberfäden umspannen, haben mich eben das Geschlecht kennen lernen. Willst Du meine Theorie von der Liebe hören, König René?“

„Laß sie mich hören“, antwortete der junge Mann, indem er noch einmal sein Glas hob und es leerte.

„So gieb wohl Acht und besinne Dich, ob Du für die traurige Rolle, welche ein liebender Mann spielt, taugst.

„Denn der Mann ist fähig zu lieben.

„Der Mann liebt das Weib.

„Das Weib aber liebt nicht den Mann.

„Sie liebt nur die Liebe des Mannes.

„Der Mann spricht: ich liebe Dich, weil Du Du bist. Das Weib: ich liebe Dich, weil Du mich liebst. Die Liebe ist im Manne eine Flamme. Sie ist im Weibe der Drang, sich an dem Rauch dieser Flamme zu ergötzen, diesem Opfer- und Weihrauch, der ihrer Eitelkeit lodert.

„Der Mann liebt das Weib seiner Eigenschaften wegen.

„Das Weib liebt den Mann trotz seiner Eigenschaften.

„Sie verzeiht nur dem Liebenden seine großen Eigenschaften um seines Weihrauchs willen.

„Wenn das Weib etwas Schönes und Edles und Großes thut, etwas Tüchtiges herstellt, liebt der Mann sie mehr.

„Wenn der Mann etwas Großes vollbringt, etwas Tüchtiges schafft, liebt das Weib ihn weniger. Seine That gehörte der Welt, dem Ganzen — sie hat keinen Bezug auf sie, es duftet für sie kein Weihrauch daraus!

„Der Mann liebt das Weib mehr, wenn er einen Kummer in sich birgt, wenn das Leben für ihn schwer und dunkel ist. Er sucht in der Liebe Ersatz für das, was das Leben ihm vorenthält, und die Schwermuth vertieft sein Gemüth.

„Das Weib liebt den Mann weniger, wenn sie einen Kummer hat. Sorge und Noth machen ein Menschenkind unempfänglicher für Schmeicheleien, Weihrauchduft und Huldigungen.

„Der Mann sieht die Fehler des Weibes, das er liebt, nicht.

„Das Weib sieht die Fehler des Mannes, dessen Huldigungen sie annimmt, größer als sie sind. Sie sieht mehr Fehler in ihm als er besitzt. Je mehr Fehler er hat, je tiefer er steht, desto größer seine Verpflichtung, sie dafür durch wahre Excesse der Anbetung zu entschädigen.“

„Thörichtes Zeug!“ fiel hier der Herzog ein, „ich habe genug davon. Wer ist das Weib, von dem Du redest? Eine Kammerkatze, die Deiner weisen Reden überdrüssig geworden ist, eine Pariser „Femme“, die Dein schlechtes Französisch verlachte, haben Dir bei dem Portrait gesessen! Das ist keine deutsche Frau, der Inbegriff alles Reinen, Hohen, Himmlischen, das verkörperte Gemüth. Und weißt Du was Gemüth ist, Mephisto Du? Nein, Du weißt es nicht. Es ist die Blüthe der Seele, die im Gemüth emporflammt wie der Lilienstengel zum schneeigen, duftigen, wunderbaren Kelche. Und diesen Kelch, die tiefe lebengebende Schale des Ewig-Weiblichen, auf dessen Grunde der höchste Glücksrausch schäumt, ihn suche ich, um mein ganzes Wesen darin zu versenken und

darin mich selbst zu vergessen und in holder Nirwana unterzugehen.

Der weise Merlin schüttelte den Kopf.

„Sei gewarnt, Du ehrliche Hoheit“, sagte er, „Du wirst nie wahre, Du wirst nur erlogene Liebe finden — das ist Fürstenschicksal. Der Mann ist ein Thier, aber ein Thier aus Iran, dem Lichtreich; das Weib eine Pflanze, aber eine Giftpflanze aus Turan, dem Nachtschattenreich. Das Thier will sein Herz nähren an der Pflanze, das ist von Alters her sein Trieb und Drang, und so kommt von Alters her immer aufs neue das Gift in sein Leben. Ormuzd und Ahriman, der gute Gott und der böse Gott — der Dualismus spiegelt sich in der Gezweitheit der Geschlechter.“

„Das Alles“, sagte Herzog August, während sein Hofweltweiser ihm das Glas aus einer der Karaffen füllte, „das Alles spricht der Neid, die Eifersucht, der Eigennutz aus Dir. Du siehst voraus, wenn ich ein Weib finde, das ich auf den Thron der Schönheit setze und erhöhe über alle Weiber in Arelat, so wird das erste sein, was sie spricht:

Es thut mir lang schon weh,
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh'...
Der Mensch, den Du da bei Dir hast,
Ist mir in tiefer, innerer Seele verhaßt."

„Ich fürchte nicht, was ein Weib plaudert, Gnädigster", sagte der Andere stolz. „Ein Liebesgetändel wird nie in Deinem Geist höhere Bedürfnisse verdrängen. In eine blödsinnige Liebelei ganz und völlig zu versinken — dazu ist Deine Natur zu groß. Und Dein Geist wird immer des meinen bedürfen. Kein anderer als der meine hat so im Einklang mit dem Deinen der Zeit in ihr tiefinnerstes Wesen geblickt und es erkannt, und kann sein Leben darnach so in Harmonie mit dem Deinen sich austönen und verklingen lassen. Wir beide bilden die zwei Adepten, die zwei einzigen unserer Schule, unserer Geheimlehre. Wir wissen, daß die Zeit in zitternd erregter Alterschwäche unfruchtbar zum Zeugen und Gebähren ist, daß die Menschheit inmitten des Processes innerer Auflösung steht, wie es unter den römischen Cäsaren der Fall war. Alles Feste bricht langsam aber sicher zusammen, die religiösen Formen verdunsten, die politischen Bildungen zersetzen und zerscheiden sich, um ganz neue Gestaltungen zu suchen. In

dieser sich auflösenden Welt ist nichts, das unserer Theilnahme würdig, das der Mühe verlohnte, unsere Arbeit, unsere Geisteskräfte daran zu wenden. Die alte Menschheit ist ein leise versinkendes Eiland, über dem Ragnarök, die Götterdämmerung, liegt, die der Nacht des Untergangs vorhergeht. Da bleibt dem Einzelnen nichts übrig, als sich an das Ewige zu halten, das einzig Ueberdauernde, das nach allen großen Katastrophen als ein untödtliches wieder da ist in seiner selben zauberischen Gestalt, und das ist die durch die Kunst erzeugte Form des Schönen. Die Kunst hat den Untergang von Hellas überlebt, den Zusammensturz der römischen Welt überstanden und wird den Zersetzungsproceß der modernen Welt überdauern. Was Aristoteles spintisirte und was Plinius von den Elementen lehrte und was Duns Scotus über die Trinität aufstellte, es ist uns alles Trödel — aber ewig wird der Ton der Hirtenflöte, die einst der Pan blies, wenn Du ihn wieder findest, oder das Wort der Klage, in dem Electra ihren Schmerz aussprach, an unser innerstes Herz schlagen. Darum leben wir den Tönen der Kunst und flüchten uns aus der Sündfluth um uns her in

unser heiteres Reich Arelat, das mit Ararat und seiner Arche so verwandten Namens ist — möge er leben, der hohe Berghort, der uns trägt — und darum stoß an, auf ewige Brüderschaft, Mitarchenbewohner, Noahsohn, mit Deinem Bruder."

Der Zauberer hielt ihm sein Glas hin, der Herzog nahm das seine und willfahrte ihm und nachdem er getrunken, sagte er:

„Deine Weisheit in Ehren, Merlin, — aber laß es genug sein jetzt. Ich denke, wir gehen. Es wird Zeit sein."

„Wie Du willst!"

Er stand auf, Merlin trat heran, hob den kurzen Brocatmantel vom Boden auf und legte ihn um die Schultern des jungen Mannes. Dieser drückte auf eine Klingel. Gleich darauf trat der schwarze Herr, den wir im Vorzimmer sitzen sahen, mit raschem aber lautlosem Schritte ein.

„Wir wollen hinunter gehen, Ernst", sagte der junge Mann. „Geh vorauf."

Der schwarze Herr verbeugte sich und ging in den vorderen Raum zurück, wo er die hintere Flügelthür vor dem jungen Mann und seinem

Begleiter öffnete. Sie durchschritten ein paar andere Gemächer, einen Corridor, gingen eine, zwei Treppen hinab und traten endlich unten in eine größere Halle, in welcher ein gewaffneter Mann auf- und niederschritt, der das vollständige Ebenbild dessen war, den wir oben am Aufgange einer Treppe im Corridor schildern sahen.

In einer Ecke dieser Halle begann ein langer schmaler Gang, in den man weit hinab blickte, wie er von niederhängenden Lampen erleuchtet wurde, während alle die Räume, durch welche die beiden Männer bisher geschritten, reich von Gasflammen erhellt waren.

Als der schwarze Herr, der ihnen voraufschritt, die Halle betreten hatte, war ein Diener in Livrée, der sich bisher hier mit dem Manne auf Wache unterhalten zu haben schien, rasch in jenen Gang hinein geeilt und darin verschwunden. Er mochte am Ende desselben irgendwo das Herankommen des jungen Herrschers von „Arelat“ mit seinem Hofzauberer angekündigt haben; als diese noch kaum in der Mitte des Ganges, durch den ihnen aus der Ferne Musik entgegenschallte, angelangt waren, traten ihnen aus der Tiefe desselben zwei

Herren in einer reichen Hof-Uniform, über der sie Dominos von schwarzer Seide trugen, entgegen und verbeugten sich aufs Tiefste.

„Und wie ist der Ball — voll, belebt?“ fragte König René.

„Beides in hohem Grade, Hoheit“, antwortete einer der Herren — „es bleibt kaum Raum genug für die Quadrillen, die eben angetreten sind.“

„Ernst, die Masken!“ rief der junge Mann.

Der schwarze Herr trat heran und überreichte zwei Masken, die er in der Hand getragen.

Der Herzog und sein Zauberer nahmen jeder eine und befestigten sie sich, jener mit der Beihülfe Ernsts, vor dem Gesicht. Dann öffnete sich eine Flügelthür vor ihnen, die in einen Vorraum zu einer großen glänzenden, von Lichtern strahlenden Theaterloge führte, in der sich ein paar Damen befanden; der Herzog aber schritt an der Thür vorüber, einer kleineren am Ende des Ganges zu, durch die die ganze Gruppe von Herren in einen kleinen dunklen Couloir kam.

„Bleiben Sie zurück“, sagte hier der Herzog,

„man würde mich erkennen, wenn wir zusammen einträten.“

Damit trat er allein voraus in einen riesigen Festsaal, der von Musik und Duft und Glanz und Pracht erfüllt strahlte wie eine Märchen- und Zauberwelt. Hoch und weit wie eine Kirche war der Saal, an der oberen Seite von einer Decoration von Säulen und Loggien im Geschmacke der Renaissance abgeschlossen, die, nur zur oberen Hälfte sichtbar, sich unten in einen Wald von mächtigen tropischen Pflanzen verlor, deren Stämme unten wieder ein Kranz von blühenden Gewächsen verkleidete, bald vorspringend, bald zu Nischen und Grotten vertieft, in denen inmitten kleiner Bassins weiß marmorne Göttergestalten standen, oder Tritonen und Delphine und Schwäne von Bronce hohe, rauschende Wasserstrahlen auswarfen. An der unteren Seite des ovalen Saales erhoben sich vier Reihen von Logen über einander, alle, zumeist die unteren, mit geputzten Menschen gefüllt, während den Raum des Saales selbst eine dicht gedrängte Menge füllte, Schwindel erregend durch ihr Durcheinanderwogen, durch ihre bunten, wundersamen, die verschiedensten Zeiten,

Heimathsorte und Menschensorten vorstellenden Costüme.

Es war eben ein Carneval-Maskenball im Opernhause.

Der Herzog schritt unbeachtet und allein mitten in dies Gewühl hinein und ließ sich von ihm fortziehen. Er beobachtete einen Augenblick die Tanzenden inmitten des Saals und wandte dann zunächst seine Aufmerksamkeit den Masken zu. Unter diesen waren so viele glänzende Erscheinungen, so viele kostbare und luxuriöse Costüme, daß das seine, so reich es sein mochte, keine Aufmerksamkeit erregte; zuweilen redete ihn eine weibliche Maske an — er horchte dann hin, den Kopf ein wenig geneigt, als ob er den Ton der verstellten Stimme in seinem Ohr ausklingen lassen und daraus erkennen wolle, wer zu ihm spreche, und ging dann, meist ohne zu antworten, weiter. Darauf wandte er sich den Logen zu, die von Herren und Damen theils unmaskirt, theils in Masken, gefüllt waren. Vor einer derselben blieb er stehen. In erster Reihe saßen drei Damen darin, in zweiter ein, wie es schien, älterer Mann. Die Gesellschaft war in Dominos maskirt,

doch trugen die Damen nur Halbmasken, sogenannte Loups; zwei von ihnen hatten Sträuße vor sich auf der Logenbrüstung liegen, die dritte, welche rechts saß, nur eine einzelne kleine weiße Rose.

Der Herzog nahm die Rose, und sie betrachtend, sagte er zu der Eigenthümerin, die, größer als die beiden andern, unter ihrem rosaseidenen Domino eine auffallend schöne, schlanke Gestalt zeigte:

„Bist Du so wenig liebenswürdig, daß Dir Niemand einen Strauß oder eine schönere Blume schenkte?"

„Es muß wohl so sein", antwortete lachend die Maske.

Der Herzog schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es nicht", sagte er; „wenigstens wirst Du liebenswürdig genug sein, mir Deine Rose zu schenken, wenn ich Dich darum bitte!"

„Das ist eine kühne Voraussetzung! Wer bist Du, um meine Rose zu verdienen?"

„Siehst Du's nicht? Ich bin König René der Gute von Anjou, und Dich, wenn Du liebens=

würdig bist, kann ich zur Vorsitzerin meines Liebeshofes — ja zur Königin der Schönheit ernennen."

„Ich bin nicht ehrgeizig genug zum Ersteren und nicht schön genug zum Anderen!"

„Das ist schlimm; ich sehe, es fehlt Dir in bedauernswerthem Grade an Selbstgefühl und poetischem Schwung. Hast Du nie geliebt, schöne Maske?"

„Nie die Könige!"

Der Herzog hatte bei den Antworten der Maske sein Haupt wie früher gebeugt; die Stimme derselben schien etwas Fesselndes zu haben, was ihn vor der Loge, auf deren Brüstung er die Hand gelegt hatte, festhielt.

„Was haben Dir die Könige gethan?" fragte er lebhaft.

„Nichts", antwortete die Maske; „ich hatte bisher nie einen gesehen; ich finde nur, daß die erste Probe davon, die ich zu Gesicht bekomme, ein indiscretes Menschenkind ist."

Der Herzog lachte.

„Sei nicht böse deshalb, schöne Maske", antwortete er; „Du mußt nämlich wissen, daß Du mir gefällst, daß der Klang Deiner Stimme mich

anlockt, wie Nachtigallenschlag, daß ich die größte Lust habe, mich zu Deinem Ritter zu erklären und Deine Farben zu tragen. Da muß ich vorher doch wissen, wie es mit Deinem Herzen aussieht — wäre es bereits verschenkt, so wäre ja all' mein Dienen umsonst."

„Du bist ein Egoist. Das heißt, sich sicher stellen! Aber tröste Dich, umsonst würde Dein Dienen so wie so sein!"

„Und darüber soll ich mich trösten? Bei meinem Leben, ich würde mich nie darüber trösten — höchstens dann", setzte er lachend hinzu, „wenn Du Deine Maske lüftetest und ich ein recht häßliches Gesicht darunter sähe!"

„Du bist nicht nur ein Egoist, sondern auch ein unartiger Mensch", antwortete die Maske, „ich hätte von König René mehr Galanterie und Ritterlichkeit erwartet."

„So beschäme mich, indem Du mir ein Antlitz, holder wie das der schönen Melusine von Lusignan zeigst." —

Das Gewühl im Saale hatte René mehrmals in seiner Rede unterbrochen und hin und her gedrängt; jetzt kamen sogar ein paar Masken, die

ihn anredeten — aber er gab ihnen keine Antwort, er hielt seinen Posten vor der Loge fest und fuhr fort:

„Du willst nicht? So komm in den Saal herab und tanze mit mir!“

„Ich verstehe nicht zu tanzen“, antwortete die Maske — „geh' und fordere eine von den Damen Deines Liebeshofes zum Tanze auf! Sie werden es Dir mehr Dank wissen.“

„Du verstehst nicht zu tanzen, und doch hast Du die Gestalt einer ...“

König René wurde hier unterbrochen; ein Mann in schwarzer spanischer Tracht, der ein wenig größer und stärker als König René war, stand seit einigen Augenblicken hinter ihm und sagte:

„Die schöne Maske übt eine andere Kunst, als die Tanzkunst!“

„Und welche Kunst übt sie?“ fiel René lebhaft ein — „jedenfalls die Kunst zu gefallen, — oder die, ein Herz, das sich ihren Diensten weihen will, in Verzweiflung zu bringen?“

„Nicht das meinte ich“, erwiederte der Spanier, „sie übt eine ernste Kunst mit ernstem Sinn.“

„Nun?“

„Die Malerei!“

„Du bist eine Malerin?“ fragte René, sich zur Maske zurückwendend; „so male mich, wie ich Dir die Krone der Königin der Schönheit aufsetzen will und Du sie zurückweisest.“

Der zudringliche René mit seinen arelatischen Redensarten mochte der Dame in der Loge Langeweile erregen; sie antwortete ihm nicht. Ihr Blick schaute unterdessen durch ihre schwarze Maske forschend und gespannt den Spanier an.

„Was weißt Du von mir, spanischer Don?“ sagte sie mit wegwerfendem Tone.

„Viel!“ entgegnete der Spanier. „Zum Beispiel, daß Du ein hartes, stolzes und unversöhnliches Herz hast.“

„Vielleicht verdienst Du, daß man Dir's zeigt“, erwiederte die Dame, während René den Spanier bei Seite zog.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte er ihn sehr hastig und erregt.

„Ja.“

„Und wer ist sie?“

Der Spanier lachte.

„Fragen Sie sie selbst!“ sagte er.

„Ich habe Sie gefragt“, gab René in gereiztem Tone zur Antwort.

„Sie haben mich gefragt, aber Sie werden von mir keine Antwort bekommen. Darf man das Maskengeheimniß verletzen?“

René stampfte zornig auf den Boden; der Spanier blickte ihn durch die Augenhöhlen seiner Maske scharf prüfend an.

„Sie sollen reden!“ sagte René herrisch.

„Solchem Tone muß man schon gehorchen!“ antwortete der Spanier mit einer kurzen Verbeugung.

„So sprechen Sie ...“ rief der Herzog aus.

„Ich will die Dame veranlassen, ihre Maske vor Ihnen zu lüften“, versetzte der Spanier, „wenn Sie mir für diesen Dienst dankbar sein wollen?“

„Welchen Dank verlangen Sie?“

„Davon später.“

„Nun wohl, so thun Sie es!“

Der Spanier trat zu der Loge zurück.

„Schöne Maske“, sagte er hier flüsternd, „seien Sie nicht grausam — der Mann, der sich

unter der René-Maske birgt, ist Taillefer, unser berühmtester Maler. Er hat Ihre Zeichnungen heute gesehen, er ist entzückt davon und wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft zu machen. Nehmen Sie Ihre Maske ab, um sich Aug' in Auge mit einem solchen Kunstgenossen zu begrüßen; er wünscht es so sehr!"

„Aber woher weiß er . . ."

„Ich habe es ihm gesagt, und woher ich es weiß, brauch ich Ihnen das zu sagen?"

„Nein", versetzte sie mit raschem Wort — „seit ich Sie an der Stimme erkannt habe, verlange ich keinen Aufschluß darüber."

Dabei nahm sie ihre Halbmaske ab und zeigte das edle, ein wenig mehr als gewöhnlich geröthete und so doppelt schöne Antlitz Antoniens.

Mit freundlichem Lächeln streckte sie dem Könige René die Hand hin.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie so viel Werth darauf legen, die Bekanntschaft einer so unbedeutenden Künstlerin zu machen", sagte sie; „was Sie von mir gesehen haben, rechtfertigt solche Güte nicht — höchstens thut das die Be-

wunderung, die ich für Sie, den großen Meister, hege!"

Der große Meister blickte stumm in ihre Züge, dann küßte er ihr die Hand und versetzte:

„Ich wollte, ich wäre ein großer Meister im Malen — dann würde ich die Züge, die Sie mir jetzt zeigen, für immer festhalten können. Jetzt kann ich sie nur im Herzen tragen — aber wie unauslöschlich!"

Antonie warf einen mißtrauischen Blick auf den Spanier und befestigte erschrocken ihre Halbmaske wieder vor dem Gesichte.

„Sie fallen aus der Rolle", flüsterte ihm der Spanier zu, „ich habe Sie als Kunstgenossen vorgestellt."

„Ja, ja", flüsterte König René zurück und wollte sich Antonien wieder zuwenden; diese aber mußte ihren Argwohn wachsen gefühlt haben; sie stand auf und verließ ihren Platz, um einige Worte mit dem älteren, hinter ihr sitzenden Herrn zu reden und dann sich neben diesen in der zweiten Reihe zu setzen.

König René wandte sich und ging; der Spanier fesselte sich an seinen Schritt.

„Sie haben Ihr Wort gelöst, Herr Spanier“, sagte jener mit einem sehr mißmuthigen Klange der Stimme; „jetzt sagen Sie mir, wer die Dame ist!“

„Noch habe ich nicht den Dank für das, was ich für Sie gethan, und schon verlangen Sie mehr?“

„Dank, Dank! ... Sie werden Ihren Dank erhalten“, rief René höchst unwillig aus, „erst sprechen Sie!“

Der Spanier, der das aufgeregte Wesen des Herzogs mit Vergnügen zu beobachten schien, schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nun?“ rief der junge Mann heftig und gebieterisch.

„Gemach, gemach“, sagte der Andere wie übermüthig im Gefühl der Ueberlegenheit, welche ihm die Situation über den ungeduldigen und erregten jungen Mann gab. Sie werden nichts erhalten, wenn Sie sich nicht aufs Parlamentiren, aufs Unterhandeln legen.“

„Nun, zum Henker, so reden Sie, was verlangen Sie von mir?“

Sie waren beide einer Stelle des Saales

zugegangen, wo das Gedränge geringer war und sie ungestörter, das heißt weniger gestoßen und geschoben, zusammen reden konnten.

„Was ich verlange, ist viel und doch am Ende für Sie wenig. Sie hörten, daß ich Sie unter Ihrer Maske erkannt habe, Herr Taillefer?"

„Nun ja, nun ja! . . ."

„Wohl denn — als der berühmte Maler sind Sie der Günstling des Herzogs. Sie haben sein Ohr, Sie haben freien Zutritt zu ihm zu jeder Stunde, Sie haben mehr Einfluß auf ihn, als sein ganzes Minister-Collegium . . . und das mit Recht, Sie sind weit amusanter."

„Und was ist mit dem Herzog?"

„Ich habe ein Recht an den Herzog. Der Staat hat mir ein abscheuliches Unrecht zugefügt; wozu wären die Fürsten da, als um wieder gut zu machen, was die „Canaille von Staat" sündigt. Sie sollen mit dem Herzog von mir reden, Herr Taillefer."

„Ich will es!" antwortete René. „Mein Wort darauf. Und nun sprechen Sie."

„Hier, in diesem Gedränge und Lärm, wo man sich kaum versteht?"

„Ich habe Sie bis jetzt verstanden — ich werde auch die paar Worte und den Namen jener Dame, den Sie mir jetzt sagen werden, verstehen."

„Allerdings — aber was nützt Ihnen der bloße Name? Der Name ist hier der Titel einer höchst merkwürdigen und höchst abenteuerlichen Geschichte. . . ."

„Einer abenteuerlichen Geschichte, die sich an diese Dame knüpft?"

„Deren Heldin sie ist —"

„Und die Sie kennen?"

„Die ich kenne — sehr gründlich kenne!"

„Hören Sie", sagte der Herzog, sich plötzlich wendend, „da Sie ein Anliegen an den Herzog haben, so ist es das Beste, ich führe Sie sogleich zu ihm, damit Sie ihm selbst sagen können, was Sie wollen. Bei dieser Gelegenheit erzählen Sie ihm die Geschichte der Dame, er liebt abenteuerliche Geschichten — und ich — ich höre dann zu. — Kommen Sie!"

Der Herzog ging dem oberen Theile des Saales zu, der vergleichungsweise leerer von Menschen war; er schritt hier an der Blumenwand

entlang, bog in einen kleinen, nur für eine Person Raum bietenden Durchgang hinein, der im Hintergrunde von einer der für die Springbrunnen angelegten Nischen in diese grüne Welt hinein und zwischen den Kübeln der Palmen und Magnolien durch führte; am Ende des schmalen Passes trat er in einen offenen Raum hinter der den Saal abschließenden Decoration und ging nun rechts auf eine niedere Treppe zu, die er rasch hinauf eilte.

Oben auf der Treppe, an den Pfosten der Thür, zu dem die Treppe führte, gelehnt, stand ein Lakai in Hoflivree.

Er öffnete diensteifrig die Thür; König René trat ein, der Spanier, der ihm dicht auf den Fersen geblieben, folgte.

Sie befanden sich in einem reizenden kleinen Cabinet, das mit einem blau und weiß gestreiften Stoffe ausgeschlagen war, der oben an der Decke wie ein Zeltdach zusammenlief. Ein Divan, mit demselben Stoffe überzogen, lief an den Wänden entlang; in der Mitte stand ein ovaler Tisch, der gedeckt war und auf dem in silbernen Geräthen oder schönen Crystallschaalen kalte Speisen und Früchte aufgetragen standen; dazwischen Karaffen

mit Wein und Vasen mit Blumen. — Das Ganze bot einen außerordentlich reichen und glänzenden Anblick dar.

Ein Armleuchter, an dem ein halbes Dutzend Kerzen flammten, leuchtete vom Kaminsims herab.

Um den ovalen Tisch in der Mitte standen acht oder neun Stühle; eben so viele Couverts waren gelegt.

Im Hintergrunde, in der Ecke hinter einem kleineren mit Rauchapparaten besetzten Tische saß ein Mann auf dem Divan, träge zurückgelehnt und mit verschränkten Armen in das Licht der Kerzen schauend.

Es war der Zauberer Merlin.

Bei dem Eintreten des Herzogs erhob er sich, um sogleich wieder zurück zu sinken.

„Schon hier?“ fragte dieser.

„Der Mummenschanz drüben langweilte mich“, versetzte Merlin. „Wen hast Du mitgebracht?“

„Einen Spanier, wie Du siehst, der mir eine Geschichte erzählen will.“

„Herrn Gil Blas von Santillana also?“

„Möglich, nehmen wir ihn dafür und hoffen,

daß er mit der Wahrheitsliebe des Gil Blas erzählt."

„Und jetzt fort mit den Masken", fuhr der Herzog fort, indem er die seine abriß und auf den Divan warf — „nehmen Sie die Ihre ab, Senhor Gil Blas, wir bleiben darum doch in unsern Rollen heute Abend, ich, das bitte ich mir aus, bleibe René, Sie da bleiben Gil Blas, wer Sie auch sein mögen — und der da bleibt Merlin, René's Hofphantast, Wahrsager und lustiger Rath!"

Der Spanier schaute, während er ebenfalls seine Maske abnahm, in das von seiner Verhüllung befreite Gesicht des Königs René und ohne durch irgend ein Zeichen an den Tag zu legen, daß diese schönen jugendlichen Züge ihm bekannt seien, sagte er mit einer leichten Verbeugung:

„Also wir bleiben fingirte Masken — um der Maskenfreiheit willen!"

„Ganz so, Maskenfreiheit, Redefreiheit und nun reden Sie!" rief der Herzog, indem er den Spanier anwies, sich auf den Divan zu setzen und selbst einen der Stühle am Tische herum-

wandte und sich darin, dicht vor dem Spanier, niederließ.

Dieser warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Zauberer.

„Die Gegenwart des Hofphantasten darf Sie nicht beirren“, erwiederte René diesen Blick — „er wird Ihre abenteuerliche Geschichte gar nicht anhören. Für ihn hat nur die classische alte Welt Schönes und Großes und höchstens das Mittelalter Abenteuer — die neue Zeit existirt für ihn nicht, sie hat keine Herzen, keine Seelen, keine Menschenschicksale, die es werth sind, ein poetisches Gemüth zu fesseln und zu beschäftigen — nicht wahr, Merlin, Du wirst gar nicht zuhören?“

„Auf Gil-Blas-Geschichten? Nein, ich verachte sie!“ antwortete der Hofzauberer.

„Wohl denn“, begann der Spanier — „so vernehmen Eure Majestät von Arelat meine Erzählung. Zuerst die Namen der vier Personen in der Loge unten. Es sind der Fürst von Rosenstein, seine Tochter, die Prinzessin Marie, dann eine junge, liebenswürdige Dame, die den Namen

Gräfin Louise Thal führt und endlich die Heldin meiner Geschichte, die den Namen Antonie Rosas hat."

„Ach — vortrefflich — der Eingang Ihrer Geschichte führt uns in anständige Gesellschaft", sagte der Herzog. „Und Antonie Rosas?"

„Ich muß auf den Fürsten zurückkommen", entgegnete der Spanier, und fuhr fort: „Der Fürst ist Ihr Vasall.... Sie werden deshalb wissen, daß er aus einer Nebenlinie seines Hauses stammte, daß er als ein armer entfernter Vetter zur Nachfolge in das Erbe des letzten Fürsten berufen wurde...."

„Ich glaube, es ist mir so etwas gesagt worden", fiel René ein.

„Ohne Zweifel", fuhr der Spanier fort; „aber schwerlich ist Eurer Majestät gesagt worden, daß dieses fürstliche Erbe nicht eigentlich ihm zukam, sondern einem älteren Bruder...."

„Einem älteren Bruder... und der verschmähte es?"

„Nicht das! Der ältere Bruder hatte eine Art Kainsrolle im Hause Rosenstein gespielt und war wie Kain geflohen, verschwunden, verschollen. Er war wie der Tannhäuser gen Rom gepilgert,

dort Vergebung seiner Sünden zu suchen, und glücklicher als der Tannhäuser fand er dort diese Vergebung nicht allein, sondern auch seine Venus, und Venus gebar ihm eine Tochter, ein Kind, so hold, wie es solch ein Tannhäuserkind sein mußte, und diese Tochter ist Fräulein Antonie Rosas...."

„Ah, die Geschichte hat wirklich ihre Romantik!" sagte König René.

„Der Tannhäuser", fuhr der Spanier fort, „starb, ohne sich um sein Fürstenthum zu kümmern, sein Kind wuchs in Rom auf, es wurde eine Künstlerin, eine Malerin... so entdeckte die Tochter des Fürsten es und brachte es mit sich in die Heimath; und dort, wo es hätte als die Herrin und Gebieterin und Erbin einziehen müssen, sprach man zu ihm: Du wirst unerkannt unter Deinem Namen Rosas bleiben; was hat ein Weib mit einem Fürstenthum zu schaffen — man wird Dir ein freundliches Landhaus schenken, wo Du in stillem Abgeschiedensein von der Welt leben und Deine Kunst wie eine fromme Klausnerin üben magst...."

„Und diese Antonie Rosas willigte darein?" fragte hier der Hofzauberer, der näher gekommen

war und seit einigen Augenblicken sehr aufmerksam zuhörte.

„Ein junges Mädchen“, versetzte der Spanier, „wie sollte es anders handeln, als wie die, welche stärkeren Willens sind, wollen!“

„König René“ hatte dem allen mit großer Spannung zugehört; das junge Mädchen hatte ihm offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, den diese Mittheilung in hohem Grade verstärken mußte ... sie war eine Künstlerin, sie war dazu eine Unterdrückte, ihrer Rechte beraubte. ... König René fühlte sofort das brennendste Verlangen, ihr gegenüber den ritterlichen Schützer, den deshacidor de agravios, wie der große Ritter von der Mancha sich nennt, zu machen; er ließ sich eifrig fragend den Bericht des Spaniers ergänzen.

Als dies geschehen, sagte er:

„Und weshalb sollen wir nicht sogleich diesem edlen Tannhäuserkind unsere Sympathien ausdrücken und unsere Huldigungen darbringen ... bei der heiligen Margaretha von Tarascon, ich will sie bei mir sehen und diesen Schlaukopf von edlem fürstlichen Oheim auch.“

Er drückte auf eine Klingel; der Lakai, der draußen auf der Treppe harrte, erschien.

„Baron Burg!“ sagte er diesem ... „ich laß bitten.“

Nach kurzer Pause trat der Herr in der Hofuniform, welcher dem Gebieter beim Eintritt in das Haus entgegengekommen und ihn geleitet hatte, in den Raum.

„Baron Burg!“ rief der Herzog ihm entgegen, „thun Sie mir den Gefallen, sich in eine der Theater-Logen zu begeben ... dieser spanische Senhor hier wird Sie begleiten und Ihnen die Loge zeigen ... sagen Sie der darin befindlichen Gesellschaft, König René habe von ihrer Anwesenheit in seiner Hauptstadt gehört und lasse sie einladen, sie alle, verstehen Sie, hier in einer der stillen und weltentrückten Lauben seines blühenden Gartenreichs an seinem einfachen Nachtmahl Theil zu nehmen!“

Der Baron Burg verbeugte sich und ging. Auf einen Wink René's folgte ihm der Spanier, der seine Maske wieder vorgenommen.

Der Herzog war aufgesprungen und schritt auf und ab.

„Du schweigst, Merlin?“ sagte er nach einer Pause.

„Ich sinne schönen Redewendungen nach, womit ich dies Tannhäuserkind bezaubern will, damit sie auf Deine verführerischen Reden nicht horcht!“

„Versuch es!“ rief Herzog August ein wenig hitzig aus.

Merlin sah forschend in seine Züge.

„Nun“, sagte er lachend, „was geht's mich an! Du thust wohl daran. Ein René ohne Liebe ist kein rechter René ... und ... Du bleibst ja auch in Deiner Sphäre! Sie ist ein Fürstenkind, haben wir gehört, und trägt dazu das Diadem der Kunst!“

„So ist's! Drum richte Deiner Zauberreden Wendungen an eine andere, bitt' ich.“

Es währte lange, bis die Gäste des jungen Herzogs erschienen. In der Loge des Fürsten Rosenstein mochte die unerwartete Einladung eine große Ueberraschung hervorgerufen haben ... aber abgelehnt konnte sie doch nicht werden ... in René's eigenem Reich ... der Fürst mußte ihr folgen, wollte er nicht wider alle Sitte sündigen und die höchste Ungnade auf sich ziehen ... und so folgte er ihr, zunächst dem an ihn abgesandten

Hoftheater-Intendanten Burg, durch die Logengänge, in den Saal, dann hinter die Blumen- und Pflanzendecoration, die wir beschrieben, und endlich die kleine Treppe hinauf, die in König René's Laube führte.

Dieser kam der eintretenden Gesellschaft ein wenig erregt entgegen; er streckte die Rechte aus, den Fürsten zu begrüßen.

„Man muß Sie also förmlich herbeiholen lassen, um das Vergnügen zu haben, Sie einmal bei sich zu sehen, Fürst Rosenstein!" sagte er.

„Hoheit müssen mir zu Gnaden halten", versetzte der Fürst....

„Still, still — Sie fallen aus dem Costüm, Rosenstein", unterbrach ihn der König ... „Sie dürfen nicht so sprechen, zu den Zeiten René's von Arelat, und in denen leben wir heute — vergessen Sie das nicht — sagte man nicht: Hoheit!"

„Aber: gnädigster Herr, denk' ich", fiel lächelnd der Fürst ein — „nun wohl denn, also Sie müssen mir das vergeben, gnädigster Herr, ich komme fast nie in die Residenz und habe alle feinen Manieren auf dem Lande verlernt; dagegen habe ich nach und nach gelernt, mich unter den

Pantoffel dieses kleinen Despoten zu beugen, den ich als meine Tochter Marie vorzustellen die Ehre habe. Sie verlangte durchaus im Geleite ihrer Freundinnen, der Gräfin Thal und des Fräulein Rosas . . . ein Stück Carneval in der Residenz und namentlich einen maskirten Opernball anzusehen."

„Worin sie sehr Recht hatte", versetzte René, die Vorstellung der drei jungen Damen mit leichter Verbeugung erwiedernd — „ich finde es sehr wohl gethan, wenn die Jugend sich ein wenig der Erziehung der alten Leute annimmt, die eine so beklagenswerthe Neigung haben, einzurosten und ihre geselligen Verdienste der Welt zu entziehen — ich erkläre mich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet, Prinzessin Marie! Und da ich, um die Gesellschaft sich gegenseitig ganz bekannt zu sehen, Ihnen in diesem Herrn hier nur noch meinen spiritus familiaris, den Zauberer Merlin vorzustellen brauche, so bitte ich, daß die Herrschaften sich niederlassen."

Man warf die Dominos ab . . . René eilte beflissen, Antonie dabei zu helfen, indem er lächelnd sagte:

„Sie sehen, ich bin kein solcher Egoist, wie Sie mich gescholten haben; ich eile, Ihnen zu dienen, obwohl Sie mich versicherten, daß mein Dienen völlig vergebens sein würde."

„Und ich", antwortete Antonie, „muß mir diesen Dienst dann wohl gefallen lassen, erfreut, daß König René so gut behält und sich Gesagtes gesagt sein läßt!"

„Das lautet sehr scharf und hart, schöne Melusine von Lusignan", versetzte René, indem er ihr den Arm bot und sie zum Tische führte, wo er an ihrer Seite Platz nahm, während die anderen seinem Wink folgten und sich ohne weitere Wahl niederließen.

„Verdienen Sie das nicht, falscher Taillefer? es war sehr böse, mich so zu täuschen!"

Der falsche Taillefer lachte.

„Und doch verdiene ich Ihren Zorn deshalb nicht; dies Mittel, Sie zu erweichen, erfand nicht ich, sondern dieser falsche Spanier, dieser Gil Blas hier. . . ."

Er sah sich nach dem Spanier um; dieser stand, die Maske vor dem Gesicht, harrend an der Eingangsthür.

René winkte ihn zu sich herbei und sagte ihm flüsternd:

„Gehen Sie jetzt, Sie sehen, unsere Tafelrunde ist gefüllt; melden Sie sich morgen bei mir, wir reden dann weiter!“

Der Spanier verbeugte sich und ging; er hatte vor den Gästen René's auch draußen fortwährend seine Maske vor dem Gesicht behalten.

Während er durch die Eingangsthür sich entfernte, öffnete sich eine Tapetenthür im Hintergrunde, durch die ein schwarz gekleideter Mann mit einer Stahlkette auf der Brust eintrat. Ihm folgten zwei Lakaien mit Platten, auf welchen sie Speisen trugen, die sie unter Aufsicht des Schwarzgekleideten zu serviren begannen; der Letztere übernahm auch das Schenkenamt.

Das Gespräch stockte; es lag ein gewisser Zwang auf der improvisirten Tafelrunde, bis der Fürst das Wort nahm.

„Ich dachte nicht, gnädigster Herr, daß das Königreich Arelat mit einem so wohlorganisirten Polizei-Institut beglückt sei, wie es den Anschein hat!“

„Und was hat Ihnen die Polizei in unserm fröhlichen Königreich gethan?“ fragte René.

„Nichts, gar nichts, wir verdanken ihr sogar das Glück, eben jetzt das Antlitz unseres gnädigen Herrn zu sehen; aber daß wir es ihr verdanken, daß wir unter unsern Masken erkannt wurden, Leute wie wir, welche so selten in die Residenz gelangen, das beweist doch, daß sie außergewöhnliche Späherkräfte besitzt!“

„Wahrhaftig“, lachte René auf, „Sie thun uns großes Unrecht, Fürst Rosenstein, wenn Sie uns einen solchen Anachronismus vorwerfen, wie ein Polizei-Institut in unserm gesegneten Königreich sein würde. Daß ich das Vergnügen genieße, Sie bei mir zu sehen, verdanke ich ganz allein jenem geheimnißvollen Spanier, der mich für einen Maler gehalten und Sie sofort als Fürsten erkannt hat — was nebenbei für Sie schmeichelhafter, als für mich ist!“

„Und wer ist dieser Spanier?“

„Gott weiß es, wer dieser falsche Spanier ist — einen falschen Spanier nenne ich ihn, denn es fehlt ihm an der schönsten Eigenschaft seines ritterlichen Volkes; es fehlt ihm am castilianischen

Stolze, er hat mit mir gefeilscht um den Preis seiner Enthüllungen, er wird morgen bei mir erscheinen, diesen Preis zu fordern — und freilich kann er sicher sein, daß ich ihm jeden Preis gewähre für einen so unschätzbaren Dienst, wie er mir geleistet hat."

René verbeugte sich hierbei mit graziösem Lächeln gegen seine Nachbarin.

Diese schwieg erröthend, während der Hofzauberer Merlin sein Glas erhob und sagte:

„Sie sehen, Sie haben uns Unrecht gethan, durchlauchtigster Fürst, wenn Sie unser arelatisches glückseliges Staatswesen durch moderne Institute vergiftet, verdorben und durchfäult, mit einem Worte modernisirt wähnten. Wir brüsten uns nicht mit Polizei, Bataillonen, Gußstahlthürmen, Conscription, Hinterladern und Mitrailleusen. Wir sind eben das freie, blühende, gesegnete Königreich Arelat, die politische Atlantisinsel, die Zuflucht der freien Gedanken, des freien Geistes, des freien Schaffens künstlerischer Geister, des freien Dichtens poetischer Gemüther, das Asyl des Idealismus in dieser gedrückten, gequälten, unter Lebensnoth und Pein nur nach materiellen Dingen strebenden

Zeit, wo die Völker-Individuen nur noch Kriegsknechte, Sclaven des Mars, Fechter kriegerischer Imperatoren, Gladiatoren in der Arena der Weltgeschichte sind; wo sie nur noch den Ehrgeiz zu haben scheinen, sich zurufen zu können: Sieh, ich bin mit besseren Schienen an Arm und Beinen versehen als du, meine Waffen tragen weiter, meine Geschosse sind tödtlicher, meine Schwerter sind schärfer, meine Kugeln dicker und meine Geschützrohre schwerer als die deinen; wo die Völker zur Heerschau vor ihren Kasernen vorüberziehend jenes traurig bedeutungsvolle: Morituri te salutant rufen; denn jedes unablässigen Kriegsspiels Ende ist für die Völker, was des wirklichen ernsten Krieges Ende für den Einzelnen, der Tod! In solch dunkler Zeit muß es eine Zuflucht geben für das geistige Leben, den künstlerischen Drang, die idealere Seite der Menschheit, und wer diese Zuflucht schafft und bietet, der erwirbt sich das höchste Verdienst, welches in diesem armen Jahrhundert zu gewinnen ist, und der höchste Ruhmeskranz, der der Rettung der ideellen Güter der Menschheit, schmückt sein Haupt; darum leer' ich dies Glas auf die Atlantisinsel, das Königreich Arelat

des neunzehnten Jahrhunderts und auf das Wohl seines Königs René — René, der den Beinamen der Gute führt, der nicht allein diesem Jahrhundert, sondern allen angehört, die da kommen und ihn segnen werden."

„Ich danke Dir für Deinen Toast, Zauberer", antwortete lächelnd König René, „wenn auch das, was Du leben läßt, mehr ein Bild Deines Zauberspiegels und ein Phantom der Phantasie als ein Gebilde der Wirklichkeit sein sollte. Doch darf ich, da in großen Dingen schon der Wille ein Verdienst ist, ein Dankeswort entgegennehmen — nur muß es, um wirklich lohnend zu sein, auch noch von anderen Lippen kommen. In unserem Reiche herrschen die Frauen neben den Männern, und von rosigen Frauenlippen — von denen begehre ich es, von den Lippen meiner holden Nachbarin — wollen Sie mit mir anstoßen, Fräulein Rosas, auf das Gedeihen des blühenden fröhlichen Reichs der Kunst und der Poesie, auf jene glückliche Atlantisinsel im öden Meere der Zeit, von der wir träumen?".

„Von Herzen will ich das", entgegnete lächelnd Antonie, ihr Glas erhebend — „ist es nicht eine

Pflicht, wenn man selbst ein wenig der Kunst angehört, also doppelt eine Unterthanin dieses Reiches ist?"

„Eine Unterthanin nicht — die Schönheit ist immer Herrin — wir, wir sind die Unterthanen, das ist ja all unsers Strebens, Wünschens, Wollens letztes Ende, nur noch dem Schönen zu gehören, ihm zu eigen zu sein mit Herz und Seele!"

Der Herzog plauderte weiter in diesem Tone, und Antonie hörte lächelnd, ganz davon in Anspruch genommen, den Reden zu, in denen der Ernst unter der Maske des Carnevalsscherzes sich barg und sich ihr ein eigenthümliches Geistesleben des jungen Mannes enthüllte, das, so phantastisch und schwärmerisch es war, doch wieder sie fesselte und anzog durch seinen reinen Enthusiasmus, seinen warmen Verehrungsdrang für Alles, was ein jugendliches Herz begeistert, durch die Liebenswürdigkeit, womit dieses Herz sich rückhaltlos hingab. Nichts, was frühreif durch Erfahrungen macht, nichts was abkühlt und Illusionen zerstört und altklug macht, schien diesem Herzen nahe getreten oder eine Wirkung auf dasselbe zurückgelassen zu haben; es war der frische ungebeugte

Jugendsinn, die Zuversicht auf sich und auf seine Ideale, auf die einzige Macht und die alles besiegende Hoheit des Schönen, was dies Herz so hoch und fröhlich schlagen ließ.

Er sprach von Poesie, von Musik, er nannte mit hoher Achtung und Verehrung die Männer, welche in seiner Nähe für sie wirkten; es war keine Spur von Tadelsucht und kritischer Ueberhebung, die nicht die Sache, sondern nur ihre eigene geistreiche Urtheilsgabe gelten zu lassen strebt. So hoch König René vom Schicksal gestellt war, so bescheiden blickte er zu denen auf, die sich durch eigenen Geist und eigene Kraft hochgestellt. Er sprach von seinen Plänen, seinen Bauten, er schilderte Antonien sein prachtvolles Ritterschloß im Riesengebirge, das wie ein Traum aus einem glänzenden Jahrhundert der Minnepoesie herüberleuchte und sich im stillen weltentrückten Gebirgssee spiegele; er sprach ihr von seiner Hoffnung, sie dort zu sehen, den Burgherrn und Wirth zu machen und die schönen Hallen mit Festesjubel zu erfüllen.... Antonie konnte das Alles theilnahmvoll anhören, da sie als Entschuldigung für ein etwaiges Uebermaß ritterlicher Galanterie die

Rechte des Carnevalstages gelten lassen konnte — es ließ sich ja Alles als Scherz und neckische Ausgeburt der Stunde nehmen!

Im Ganzen that ihr die Aufmerksamkeit, die Huldigung des jungen Mannes unendlich wohl, sie hatte etwas verführerisches für sie. Sie wäre kein junges Mädchen gewesen, wenn dies nicht der Fall. Und dazu war zu viel von der Künstlernatur, von Poesie und Schwung in ihr, um die Anschauungen des Herzogs nicht ernsthaft als berechtigt fühlen zu können. Schlug dieser Durst nach dem Idealen, dieser Schwung der Seele nach dem Schönen, trotz der Schwärmerei, welche sich hineinmischte, nicht verwandte Saiten in ihr an? Hatte er nicht in ihren Augen Recht, sich das Leben so gestalten zu wollen, wie es seiner geistig und unmateriell angelegten Natur zusagte, nach dem Bedürfnisse seines dichterischen Wesens — war es nicht weise, die jungen unerfahrenen Hände von den Staatsgeschäften des kleinen Königreichs Arelat zu lassen, und ruhig zuzusehen, wie erfahrene Männer sie besorgten? Ja, lag nicht in dieser Enthaltsamkeit, in dem Mangel an Herrschsucht und politischem Ehrgeiz sehr viel

achtbare Selbstkenntniß, Bescheidenheit und Philosophie?

„Was soll ich mich um dies Königreich Arelat kümmern", sagte Herzog August; „ich hatte sehr gute Absichten für dasselbe, aber man will sie mich nicht ausführen lassen. Wie König Heinrich IV. es dahin bringen wollte, daß jeder Mann zur Mahlzeit sein Huhn im Topfe habe, wollte ich es dahin bringen, daß jeder meiner Unterthanen nach des Tages Mühe und Schweiß am Abende zu seiner geistigen Erholung eine gute Opernvorstellung habe. Um ihnen dies möglich zu machen, wollte ich die unnütze Friedensarmee, deren Nothwendigkeit ich nicht einsah, abschaffen — ich konnte dabei noch ein Drittel aller Steuern erlassen. Aber ach, ich drang damit nicht durch; man bedeutete mich, daß diese Friedensarmee nöthig sei, daß ihr schreckbares und furchteinflößendes Dasein mein Herzogthum vor dem Schicksal schütze, von einem mächtigeren Nachbar verschlungen zu werden — als ob dies Ende nicht doch das unabweisbare, unentrinnbare Geschick wäre! — Ich versuchte, den Leiden der unteren Schichten der Bevölkerung zu Hülfe zu kommen, ich wandte meinen ganzen Eifer den

Bedürfnissen des Handwerkerstandes zu, ich ließ mir Vorträge halten und Memoires einreichen — aber verwirrt, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehend, begriff ich bald, daß meine Verstandeskräfte nicht ausreichten, in diese verwickelten und schwierigen Fragen Licht zu bringen, und so ließ ich den Dingen den Lauf, den es ihnen zu nehmen gefiel, froh, keine Verantwortlichkeit dabei zu haben und wenigstens nicht selbst schuldig zu sein an dem Unglück eines braven Mannes, der etwa an den Gesetzen meines Landes zu Grunde geht. Ich bin bei allem dem ein Republikaner geworden, der entschiedenste Republikaner meines Reichs. — Um in den brennenden Fragen der Gegenwart, bei den verwickelten Beziehungen der Völker und der Institute zu einander die richtigen Entscheidungen treffen zu können, müßte man ein Gott sein. Wie kann die beschränkte Intelligenz Eines Mannes da endgültig bestimmend eintreten? Man muß die Völker selber über sich bestimmen lassen; es giebt keine andere Quelle für eine weise Gesetzgebung mehr, als die allgemeine Intelligenz Aller, die es angeht, und die Gescheutheit von tausend Dummen, die am Ende doch klüger

sind als ein Weiser! Was weiß ich, ob der Schuster besser im Innungszwang oder in der Gewerbefreiheit gedeiht, und welche Art der Association für ihn die beste ist? Laßt das ihn und seinen Gevatter und seinen Gesellen ausmachen; ich verstehe es nicht, und der Mann, dem ich den Titel Minister und Excellenz verliehen habe, versteht es auch nicht. Die Zeiten der Numa sind vorüber.... Sie sehen, Fräulein Antonie Rosas, es droht Ihnen nicht das Schicksal, eine Egeria werden zu sollen; König René wird nie von Ihnen verlangen, daß Sie ihm in Dingen rathen sollen, die ihn nicht bedrängen, und die Sie noch weniger verstehen als Numa Pompilius, Egeria und er... nein, nein, es wird nichts von Ihnen verlangt, als daß sie in milder Frauenhuld zugeben, wie König René das glänzendste Beispiel des treuesten, ausharrendsten, opfervollsten und selbstverleugnungvollsten Minnedienstes wieder erweckt, und schöner alter Zeiten Bild wie aus einer mondbeglänzten Zaubernacht aus der verdämmernden Tiefe ferner Jahrhunderte heraufbeschwört!"

„König René wär' im Stande", antwortete Antonie erröthend, „wenn nur diese kurzen Carne-

valstage Zeit dazu böten, sein Königreich Arelat durch die Einsetzung eines Liebeshofes von Frauen und Troubadours vollständig zu machen. . . ."

„Vielleicht", antwortete Herzog August lachend — „doch ist dazu später noch immer Zeit, wenn ich einmal selber Klagen vor einem solchen Hof anzubringen haben sollte, Klagen über zu große Härte und die grausame Vorenthaltung des Lohns für langen Minnedienst!"

Er ergriff dabei Antoniens Hand — sie entzog sie ihm mit einer raschen Bewegung und sagte:

„Ein Mann muß nie klagen, am wenigsten ein König!"

„Aber", fiel der Herzog ein, „wenn man ihm nun zu klagen giebt, wenn man ihm Schmerz zufügt, wenn man Gefühle, die sich bis zu unerträglicher Sehnsuchtpein in ihm steigern, unerwiedert läßt — soll er da von dem schönen Vorrecht, von dem Trost ausgeschlossen sein, den doch alle andern Menschen und nicht blos die Dichter haben:

„Mir gab ein Gott, zu sagen, was ich leide?"

„Nein, nein", rief Antonie aus, froh das Gespräch auf einen andern Gegenstand hinüberleiten zu

können, „die Könige müssen nicht wie andere Menschen sein und auf deren Vorrecht, sich auch schwach zeigen zu dürfen, Anspruch machen. — Die Könige müssen zum Geschlechte der Helden gehören und die Helden klagen nicht, sie leiden stumm. Auf den Mienen aller alten Statuen aus der classischen Welt liegt nur stummer Schmerz, kein Schmerzensschrei auf ihren Lippen!"

„Dem widersprech' ich!" rief Herzog August aus, „obwohl die classische Welt nicht die meine ist, sondern nur die romantische, bin ich doch im Stande, Sie zu widerlegen. Denn erstens klagt nicht nur der Held Philoktet — ein ganzes langweiliges Stück hindurch — sondern, da Sie von Statuen sprachen, es liegt auch auf der Lippe des Laokoon ein heller Schmerzensschrei — ein furchtbarer gellender Schrei . . . der uns entsetzt und vor Schreck das Herz stille stehen macht . . . ein Ruf der entsetzlichsten Verzweiflung, der grauenhaftesten Angst. . . ."

„Die Gelehrten streiten darüber, ob dem so ist oder nicht", fiel Antonie ein — „Winkelmann hörte diesen Schmerzensschrei von den Lippen des

schlangenumwundenen Mannes tönen, Lessing hörte ihn nicht, er leugnet ihn."

Der Herzog antwortete, indem er seine Meinung verfocht. Antonie sah sich bald in einen archäologischen Streit mit ihm verwickelt, den sie ein Interesse hatte, geflissentlich fortzuspinnen, obwohl sie im Stillen dabei über sich und ihren Gegner lächeln mußte, denn sie fühlte sehr wohl heraus, daß der Herzog eben so wenig die nöthige gründliche Bildung, einen solchen Gegenstand zu erörtern, besaß, wie sie selber. Das Beste war, daß sie beide ziemlich unbeachtet und ohne eine Kritik fürchten zu dürfen, sich über ihr Thema ergehen konnten. Der Einzige, welcher in der Gesellschaft diese Kritik hätte üben können, war viel zu beschäftigt, um Sinn dafür zu haben. Merlin nämlich hatte alle seine Aufmerksamkeit seiner Nachbarin, der Prinzessin Marie, zugewendet, sie schien ihm in einer Weise zu gefallen, daß er allen seinen Geist aufbot, um den ihrigen zu fesseln und dies schien ihm in einer Weise zu gelingen, daß Prinzeß Marie nur noch Sinne für ihn hatte. Ihr Gesicht war hoch geröthet, das Vergnügen leuchtete aus ihren Augen, sie lachte

lauter fast wie es anständig war über seine Scherze, sie debattirte mit ihm auf das eifrigste über den Umfang der Carnevalsrechte, die er in Anspruch nahm, sie erzählte ihm von ihrer Theaterleidenschaft und ihrem Haustheater in Sellheim, sie nahm mit Entzücken sein Versprechen auf, ein Stück für dieses Theater schreiben zu wollen, mit einer ganz besonders für sie geschaffenen Rolle — wäre Fürst Rosenstein nicht seinerseits wieder so sehr von seiner Nachbarin Louise Thal eingenommen gewesen, daß er über ihre Unterhaltung alles Uebrige vergaß, so hätte ihm nicht entgehen können, daß der Hofzauberer in bedenklicher Weise sein einziges Töchterchen bezauberte. Gräfin Louise Thal allein, die sonst so leicht und offen jeder freudigen Erregung sich hingebende, war in einer weniger angeregten Stimmung, sie horchte ziemlich einsilbig und schweigsam auf die Reden ihres Nachbars, es lag ein stilles in sich Versenktheit auf ihrem Wesen, und dann etwas wie ein Verwundern, jenes keusche sich Verwundern, das, wie V. Hugo sagt, die Psyche von der Venus unterscheidet. Das Lächeln, das zuweilen um ihre Mundwinkel spielte, war wie mechanisch, wie unwillkürlich — ihr träumeri-

scher Blick schien dabei groß und voll aufgeschlagen etwas zu suchen, das über diesem Kreise hinaus und sehr fern von ihm lag; Fürst Rosenstein ließ sich dadurch jedoch nicht in seiner Beflissenheit um sie beirren — es lag in seinem Wesen etwas außerordentlich Erregtes, Bewegliches — auch über ihn schien in diesem Zauberreich von Arelat ein Zauber gekommen — seine Jahre schienen von ihm abgeschüttelt!

Die Stunden verflossen der heiteren Tafelrunde mit ungeahnter Schnelligkeit. Es war längst nach Mitternacht, als der Herzog seinen Gästen endlich erlaubte aufzubrechen; er reichte dann Antonie selber den Arm, um sie die Treppe vor dem kleinen Festraum hinunter zu führen.

„Ich denke, wir sehen uns öfter!“ rief er dann herzlich aus, Fürst Rosenstein warm die Hand schüttelnd.

Als er dann, von Merlin gefolgt, den Heimweg in seine Gemächer einschlug, sagte der Letztere:

„Ich habe eine Bitte, König René!“

„Und welche?“

„Du bist entzückt von Deiner Melusine von Lusignan?“

„Das bin ich; sie hat so vollständig meine Eroberung gemacht, wie niemals in meinem Leben ein anderes Weib!“

„Und Du, denk' ich, die ihre! Daher fürcht' ich, daß Du den Mann, der die Vermittlung Deiner Bekanntschaft mit ihr zu Stande brachte, in dieser Stimmung zu ausschweifend belohnen würdest. Sende ihn zu mir, damit ich prüfe, weß Geistes Kind er ist, und sodann erst mit Dir berathen mag, an welche Stelle er gestellt werden kann. Du weißt, wie viel Aufhebens die neidische Welt macht, wenn sie von plötzlichen Gunstbezeugungen der Fürsten hört....“

„Darin hast Du Recht, Merlin — ich werde Dir den Spanier senden und Du magst sehen, welche Auflage vom Gil Blas er ist!“

Drittes Kapitel.

Eine Verschwörung.

Es war in Folge dieser Verabredung, daß am andern Morgen etwa gegen elf Uhr Herr von Bongaß raschen Schrittes an den eisernen Gittern entlang ging, welche von dem Trottoir einer boulevardartigen Straße kleine Gärten mit Blumen und blühenden Gebüschen abschnitten, die vor den zwei Reihen hübscher Neubauten lagen, welche die Straße bildeten. Diese Neubauten mit ihren verschiedenen Baustilen, ihren bald dieser, bald jener Epoche der Kunst angehörenden Façaden waren etwas wie eine Musterkarte des modernen Strebens nach der Gewinnung einer unserer Zeit eigenthümlichen und dem öffentlichen Geiste des Jahrhunderts entsprechenden Bauweise, das so viele schöpferische Kräfte beschäftigt hat, ohne zu

einem Ergebniß gelangt zu sein, und auch keines haben wird, bis man sich entschließt, einfach auf die Bahnen der Renaissance zurückzukehren — einer Zeit, die ganz wie die unsere vom Triebe der Befreiung von einer historisch-dogmatischen Welt und der Rückkehr zum einfach Schönen und dem ächt Humanen beseelt war.

Auch wir stehen in einer politisch-religiösen Renaissance, und die Kunstformen der großen Zeit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sind naturgemäß die des neunzehnten, dessen Aesthetik denselben Grundgedanken, die Erkenntniß der klaren und nicht zu übertreffenden Geisteshöhe der classischen Welt hat. —

Am Ende jener Straße, wo Promenaden-Anlagen begannen, die sich zum Schloßberg hinanzogen, erhob sich eine niedere Gartenmauer und dahinter lag ein kleines Haus in venetianischem Geschmack, mit rothen Mauern, weißen Sandsteineinfassungen und Halbsäulen und großem Balcon, auf dessen Brüstung ein von grünen Schlingpflanzen überwuchertes Schattendach aufstieg und sich allmälig gesenkt an das Stirngesims der Façade lehnte; und da das kleine Haus von einem

schönen, wohlgepflegten Garten nach drei Seiten hin umgeben war, bildete es eine außerordentlich freundliche und reizende Wohnung, ein wahres Künstler- oder Poeten-Heim.

Herr von Bongaß hatte diese Wohnung früher nie betreten, aber manches von ihrer luxuriösen Einrichtung gehört. Deshalb schaute er sich mit einer gewissen Aufmerksamkeit darin um, als auf sein Klingeln die Thür der Eintrittshalle vor ihm geöffnet wurde. Dieser erste Raum bewies allerdings, daß ein künstlerischer Geschmack ihn geschaffen und ausgeschmückt — und Bongaß mußte, als sein Auge über die pompejanische Ausmalung der Wände hinglitt und diese Statuetten nach antiken Bildwerken auf eleganten Consolen, diese Gruppen von tropischen Gewächsen zu den Seiten der teppichbelegten und mit zierlichem Bronzegeländer versehenen Treppe erblickte, an den ungeheuren Contrast denken, den seines Freundes Dorn Wohnung mit dem Zauberpalast, mit diesem fürstlichen Geschenke des Herzogs bot, in welchem er im Begriff war, Merlin aufzusuchen. Welche Launen das Glück hat! War Dorn ein schlechterer Dichter, eine kleinere Seele, ein unbedeutenderer

Mensch als Merlin? Keiner, der gewußt, ein Talent zu würdigen, einen Geist zu verstehen und seine Erzeugnisse abzuwägen, würde das behauptet haben. Aber in Niemandes Leben spielt eben das Glück eine größere Rolle, als in dem des Poeten des Künstlers; dem einen mauert das Schicksal das glänzende Piedestal auf, von dem herunter er der Welt Bewunderung einflößt; es führt ihm Gönner und enthusiastische Freunde entgegen, die in seinen Ruhm die eigene Ehre setzen; und es legt ihm die Schätze zu Füßen, die ihm das Schaffen, diese geldraubende und kostbare Arbeit erlauben; den andern stellt es in den Schatten, drängt ihn in einsame Weltentrücktheit, tödtet durch alle Unrast des Lebens und der Sorge die Kraft der Concentration in ihm — und der sieghafte Flug des Genius wird zu einem wirren und sich überhastenden Flattern bei ihm — bis dasselbe Talent, das in dem Einen das Leben erobert, im Andern klanglos dahinstirbt. —

Florenz von Froneck wenigstens würde diese Beobachtung an dieser Stelle ausgesprochen haben — Victor von Gellenberg hätte ihm erwiedert: ein wahres Talent hat nicht allein die Kraft zum

schaffen, sondern auch die Kraft, sich die Bedingungen zu erobern, unter denen es schaffen kann. Bongaß aber hätte in diesem Augenblick nicht Zeit und Muße gehabt, wie einst in Paris, seine Ansicht darüber zu äußern, wer von ihnen Recht habe; denn ein Bedienter, in einer hellen aber einfachen Livrée, warf eben die Thür zu Merlins Wohngemach vor ihm auf, indem er seinen Namen meldete.

Es war ein sonniger, mäßig großer Raum, in welchem Merlin, gekleidet in einen seidenen Schlafrock, ein türkisches Fez auf dem Kopfe und Morgenstiefel von rothem Maroquin an den Füßen, in einem dunkelblauen Sammetfauteuil lag und seine Chocolade trank. Ein lebensgroßes Portrait des Herzogs in breitem gekrönten Rahmen hing über seinem Haupte; an den andern Wänden zeigten sich Landschaftsbilder, Gemälde, welche Rheinlandschaften mit alten Burgruinen darstellten, schöne mittelalterliche Möbeln und alte musikalische Instrumente von zierlicher Holz- und Elfenbein-Arbeit. Bongaß war nicht der Mann, der den richtigen Namen für diese wunderlichen alten Geräthe gefunden hätte; das Ganze dieses Aufputzes

des Zimmers, mit seiner übrigen reichen Ausstattung an Teppichen, Vorhängen, schwellenden Polstern interessirte ihn nur insofern, als es ihm die Theaterdecoration zu der Rolle schien, welche Merlin, wie er glaubte, vor der Welt spielte. Merlin war vom Glücke zu sehr begünstigt, als daß die Welt ihn ruhig und ohne Widerspruch für das hätte nehmen wollen, wofür er sich ausgab, zuerst für einen Cavalier, sodann für einen Lebemann und endlich für etwas wie einen deutschen Puschkin, ohne weiteren Ehrgeiz als ein Poet zu sein. Wäre er arm geblieben wie Dorn, so hätte die Welt ihm geglaubt und auf seine Ehrlichkeit geschworen. Auf seinen Sammetpolstern, in seinen seidenen Schlafröcken schien er der Welt ein Schauspieler, der sich mit seinen romantischen Dichtungen in die am besten bezahlte Rolle geworfen.

Und wie die Welt urtheilte Bongaß. Dies Urtheil stand so fest in ihm, daß er mit sich nicht ganz im Klaren war, ob er wohl thue, in der Unterredung, welche er mit ihm haben würde, den Gläubigen und Getäuschten zu spielen, oder durchleuchten zu lassen, daß er sich von einer vor-

genommenen Maske nicht blenden und imponiren lasse. Er wollte es auf die Wendung, welche das Gespräch nehmen werde, ankommen lassen.

Merlin blickte forschend in die Züge des Eintretenden, den der Diener ihm als Herrn Gustav von Bongaß angemeldet hatte, und seine Miene verrieth nicht, daß der Eindruck, den er von dem Aeußeren des ein wenig blaß und abgelebt aussehenden jungen Mannes, mit dem ins Röthliche schillernden blonden Haare und den klugen hellgrauen Augen, empfing, ein unerwarteter oder unbefriedigender sei.

„Ah", sagte er, „Sie sind der Senhor Gil Blas vom gestrigen Maskenball."

„Der bin ich", antwortete Bongaß; „ich habe im Vorzimmer des — Königs René vom gestrigen Maskenball durch den Kammerdiener Ernst die Weisung bekommen, mich zu Ihnen zu verfügen...."

„Ich erwartete Sie... allerdings... der Herzog beauftragte mich, mit Ihnen zu reden — bitte, lassen Sie sich nieder und nehmen Sie eine Cigarre... wir werden, denk' ich, länger mit einander zu plaudern haben.... Dort sind Zündhölzer!"

Der Hofzauberer nahm wenigstens keine großen Airs an, trotz all des Luxus, der ihn umgab. Bongaß legte seinen Hut ab, setzte sich Merlin gegenüber und nahm eine Cigarre aus einer Schale von antikem Marmor, die auf dem Tische stand.

„Der Herzog“, fuhr Merlin fort, „hat Ihnen gestern eine Zusage gemacht; er hat mich beauftragt, Ihre Wünsche in dieser Beziehung entgegenzunehmen und ihm darüber zu berichten. . . .“

„So“, fiel Bongaß ein, „daß ich nicht allein dem Herzog, sondern auch Ihnen werde dankbar sein müssen, wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen. . . .“

„Wollen Sie damit sagen“, bemerkte Merlin, ihn mit einem schlauen Blicke streifend, „daß diese Dankbarkeit etwas von mir vorher in Aussicht Genommenes ist? . . .“

„Ich verstehe nicht“, versetzte Bongaß mit sehr unbefangenem und scheinbar aufrichtigem Tone, während er sich im Stillen sagte: „Ich werde also um die herzogliche Gunst mit diesem Merlin zu feilschen haben!“

„Sie nehmen mir wohl nicht übel“, fuhr

Merlin fort, ohne auf Bongaß Bemerkung zu antworten, „wenn ich zuerst mit einigen, wie die Juristen es nennen, Generalfragen beginne."

„Gewiß nicht", versetzte Herr von Bongaß lächelnd ... „ich werde gern Auskunft geben. Ich gehöre einer angesehenen Militär- und Beamtenfamilie an; die Verdienste um den Staat, welche sich mein Vater erworben, will ich jedoch nicht geltend machen, so groß und unbestreitbar dieselben auch sind, denn sie bestehen darin, in hübschen Stellungen mit wenig Arbeit das Brot des Staats gegessen zu haben; Tausende haben sich, auf solche Verdienste ihrer edlen Väter und Vorväter gestützt und daraus Capital schlagend, sich zu poussiren und Carrière zu machen gewußt; ich habe es nicht verstanden; ich habe studirt, habe die Beamtenlaufbahn eingeschlagen und bin — hinaus geworfen worden, weil man mir nachsagte, ich lebe zu genial. Weiß Gott, ich war nie halb so genial in meinem Leben, wie Lord Byron oder Mirabeau oder der alte Blücher, die doch sehr respectable Leute geworden sind. ..."

„Liegen Dienstacten darüber vor?" unterbrach ihn Merlin.

„Möglich!“ antwortete Bongaß lakonisch; „aber da ich nicht verlange, in meine glorreiche Laufbahn wieder eingeführt zu werden und den Triumph über meinen ehemaligen Präsidenten zu erleben, daß er mich räudiges Schaf wieder unter der Zahl seiner Gunstknaben erblicken muß, wie ein Schaf resignirt in die Rolle eines für die nächsten zehn Jahre unbesoldeten und hoffnungslosen Practikanten — so, glaube ich, können wir fertig werden ohne die armen Motten zu kränken, welche meine Dienstacten längst als ihr Eigenthum in Besitz genommen haben werden.“

„Ich bin in der That kein Thierquäler, auch nicht einmal gegen Motten“, antwortete lachend Merlin, „und zu jeder Rücksichtnahme gegen Sie bereit, wenn Sie mir sagen wollen, worauf Ihre Wünsche hinauslaufen.“

„Ziemlich hoch!“ versetzte Bongaß. „Ich fühle mich ein wenig in der Lage eines Mannes, zu dem ein Herrscher gesagt hat: Bitten Sie sich eine Gnade aus, und da meine Maxime ist, das Eisen zu schmieden, so lang es heiß, so antworte ich darauf: Ich wünsche in Eurer Hoheit persönlichen Dienst aufgenommen zu werden, weil mir

das arelatische Hofwesen absonderlich gefällt oder, um es in herkömmlicher Redeweise auszudrücken, weil mir da am besten Gelegenheit wird, meinen Eifer Eurer Hoheit und meine Verehrung Eurer Hoheit Freund, dem großen Dichter des unsterblichen Epos: Matthias Corvinus, zu beweisen."

Das Ironische in Bongaß letzten Worten war nicht wohl zu verkennen; doch schien Merlin eitel genug, dies zu thun — er warf nur einen etwas unsichern Blick auf den jungen Mann und sagte:

„Wie denken Sie sich eine solche Stellung?"

„Nun, als Cabinetssecretär oder dessen Stellvertreter, als Bibliothekar der Handbibliothek, als Vorleser, als Berichterstatter über die Zeitungen, die literarischen Erscheinungen . . ."

„Ich glaube nicht", versetzte Merlin, „daß der Herzog sich für gebunden erachtet, so viel für Sie zu thun; Jemandem eine Gnade verheißen, bedeutet noch nicht, ihm eine Vertrauensstellung in nächster Nähe zu gewähren!"

„Mag sein! aber ich denke, es ist nicht fürstlich, zu untersuchen, wieviel ein Gnadenwort bedeutet oder nicht!"

Merlin schwieg eine Weile; dann sagte er, wie um von dem Gegenstand abzulenken:

„Hielten Sie gestern Anfangs den Herzog für den Maler Taillefer?"

„Keinen Augenblick. Ich sah ihn zufällig, als er hinter der Decorationswand hervor in den Saal trat und erkannte ihn sofort an seinem Wesen, seinem Gang."

„Und auf dieselbe Art erkannten Sie auch die fürstlich Rosensteinsche Familie in der Loge trotz ihrer Masken? Woher sind Sie so vertraut mit dieser Familie und ihren Verhältnissen?"

„Der Fürst Rosenstein hat mich einmal mit einem Auftrage beehrt; bei dieser Gelegenheit lernte ich ihn und den Erbprinzen kennen."

„Und erfuhren auch jenes Geheimniß, jene Beziehung dieser Dame Rosas zu dem fürstlichen Hause?"

„So ungefähr; man mußte mich damals so weit ins Geheimniß ziehen, daß es mir leicht wurde, den Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß zu finden. Ich habe eine Verwandte, die mir ihn geben konnte und erst gestern ganz gab."

„Hat irgend ein anderer Mensch diesen Schlüssel außer Ihnen und dieser Verwandten?“

„Niemand!“

„Aber die Verhältnisse, die Sie enthüllten, müssen doch noch anderen Eingeweihten kund sein?“

„Ich glaube nicht“, versetzte Bongaß, „ich kenne die Dame Rosas, ich kam mit ihr in Berührung durch eben jenen Dienst, mit dem Fürst Rosenstein mich beauftragte; ich fand dabei, daß sie selbst keine Ahnung hatte von den Anrechten, welche sie besitzt.“

„Und hat das nicht in Ihnen das Verlangen erregt“, fiel Merlin rasch ein, „ihr diese Ahnung zu geben, ihr mitzutheilen, was . . .“

„Was ich seit gestern Nachmittag erst selbst weiß?“ unterbrach ihn Bongaß. „Nein! Ich höre, daß diese Dame ein wie man sagt vom Fürsten Rosenstein ihr überlassenes, eingerichtetes, vielleicht geschenktes Landhaus bewohnt; das beweist hinlänglich, daß sie im besten Frieden mit dem Fürsten lebt, daß dieser sich mit ihren Anrechten abgefunden hat, daß eine Enthüllung, wie ich sie ihr machen konnte, wohl sehr wenig Neues für sie enthielte.“

Merlin sah eine Weile nachdenklich zu Boden; dann sagte er:

„Wollen Sie mir nicht näher angeben, worin der Dienst bestand, welchen Fürst Rosenstein von Ihnen verlangte?"

„Weshalb nicht", entgegnete Bongaß, sehr wohl begreifend, daß es höchst unpolitisch gewesen wäre, Merlin einen Mangel an Vertrauen zu zeigen. Er erzählte über seine Pariser Mission Alles, was er erzählen konnte. Als er mit dem Bericht, wie ihm die Antonien entzogenen Papiere von Victor von Gellenberg wieder abgenommen seien, zu Ende war, bemerkte Merlin:

„Also ein Herr Victor von Gellenberg ist vom Fürsten in Alles eingeweiht?"

„Vielleicht, vielleicht nicht in Alles! Er ist sein Beamter, sein Diener. Er wird schweigen."

„Besser als Sie? Sie waren gestern sehr rasch in Ihren Mittheilungen so merkwürdiger und wichtiger Verhältnisse eines fürstlichen Hauses, das sich Ihnen doch anvertraut hatte!"

„Um mich durch Entziehen des Vertrauens bald wieder grundlos zu kränken", erwiederte

Bongaß. „Zudem stand ich vor dem Herzog, der mir zu reden befahl!“

„Wissen Sie sonst zu schweigen?“

„Wo es mein Vortheil ist, wie das Grab!“

„Hm — das heißt, das Schweigen muß Ihnen abgekauft werden. Sie sind sehr aufrichtig.“

„Ihnen gegenüber halte ich das für meine Pflicht. Sie reden mit mir im Auftrage des Herzogs.“

„Nun wohl, ich will diese Aufrichtigkeit nicht tadeln. Ich will sie mit gleicher Aufrichtigkeit erwiedern. Ich wünsche, daß Sie über jene Verhältnisse schweigen. Und dies Schweigen will ich erkaufen. Der Preis soll eine Stellung sein, wie Sie sie wünschen.“

„Dann bauen Sie auf mich bis an mein Lebensende!“

„Doch habe ich noch einige Bedingungen“, fuhr Merlin fort. „Sie müssen bemerkt haben, wie lebhaft der Eindruck war, den das Fräulein Rosas auf den Herzog machte. Nach meiner Kenntniß seines Charakters ist solch ein Eindruck kein flüchtiger. Er ist eine schwärmerische und edle Natur, die solche Gefühle sehr ernst nimmt und geneigt ist,

sie in einem verklärenderen Lichte zu erblicken, als sie vielleicht im Auge eines skeptischen Menschenkenners haben würden. Was wollen Sie, ein Fürst wird dazu erzogen, aus sich selber viel Wesens zu machen. Abgesehen davon ist er viel zu idealer Stimmung, um irgend ein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen als bloßes Spiel, als eine flüchtige Befriedigung der Eitelkeit oder der Sinne betrachten zu können. Er hat das reine Herz eines Kindes. Es kann kein liebenswürdigeres Gemüth in dieser Beziehung geben.... Also... Fräulein Rosas hat alle Aussicht, der Gegenstand einer vielleicht ziemlich dauernden Neigung zu werden. Ich will ganz offen gegen Sie sein...."

„Und ganz offen will ich Ihnen darauf antworten: Sie dürfen es — denn ich werde am Hofe Ihr Geschöpf sein!" fiel Bongaß ein.

„Sie sind allerdings von einer löblichen Offenheit", sagte Merlin, ihn fixirend. „Aber bleiben wir bei der Sache. Was ich sagen wollte, ist: ich bin nicht wider ein solches Verhältniß; der Herzog kann Fräulein Rosas, auch wenn sie eine anerkannte Fürstin Rosenstein ist, nicht heirathen — aber sie wird ihn abhalten, fürs erste eine

Andere zu heirathen, wozu man ihn drängt; und das ist mir in hohem Grade willkommen; eine standesmäßige Vermählung des Herzogs würde andere Menschen, ein anderes Wesen, andere Einflüsse an den Hof bringen. . . .“

„Ich verstehe“, sagte Bongaß, „es könnte Ihnen das allerdings nicht lieb sein. . . . Frau und Freund sind selten einträchtigliche Wesen. . . .“

„Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich in hohem Grade für die fürstlich Rosensteinsche Familie interessire und daß ich Alles daran setzen werde, zu verhüten, daß das Geheimniß dieser Dame Rosas weiter bekannt, daß es wider den Fürsten ausgebeutet werde. Danach würden Sie sich zu richten haben. Da Sie das Fräulein und ihre Verhältnisse kennen, werden Sie unausbleiblich dem Herzoge, sobald Sie in seinem Dienste sind, näher gerückt sein, als zehnjährige treue Dienstleistung es bewirken könnte; er wird mit Ihnen von ihr reden, von ihr zu hören verlangen und Sie — Sie haben die Aufgabe, ihm den Gedanken fern zu halten, der ihm leichtlich kommen könnte, als Champion für das Recht der Dame auftreten zu wollen.“

„Das mag nicht leicht sein!“ sagte Bongaß.

„Doch, doch — wenn Sie nur die rechten Gründe in der rechten Weise geltend machen. Ließe sich nicht annehmen, daß der Stolz der Dame verletzt werden würde, wenn unser guter René damit begänne, ihre Gunst mit einem großen Geschenke, dem eines Fürstenthums, erkaufen zu wollen? Ließe sich nicht annehmen, daß, wenn sie einmal eine in ihr volles Recht eingesetzte Fürstin wäre, sie auch sehr viele fürstliche Bewerber, Prinzen und Granden aller Art um sich geschaart sehen würde? Und ließe sich dann nicht auch annehmen, daß sie lieber einem solchen fürstlichen Bewerber ihre Hand reichen würde, als der in etwas zweifelhaftem Lichte dastehende Gegenstand einer Neigung des Landesherrn zu bleiben, die am Ende für eine Fürstin doch nur eine Demüthigung wäre? Ich denke, das zeigte dem Herzoge klar genug, auf welcher Seite sein Vortheil liegt, und für Sie wäre nur die eine Schwierigkeit, es so geschickt geltend zu machen, daß der Herzog glaubt, ritterlich gegen Fräulein Antonie Rosas zu handeln, indem er thut, was sein eigener Vortheil ihm gebietet!“

„Sie haben Recht“, sagte Bongaß mit dem Kopfe nickend, „und . . .“

„Was wollen Sie sagen?“

Bongaß blickte sinnend, seine Stirnfalten runzelnd, zu Boden; dann antwortete er plötzlich:

„Sie können auf mich zählen — und weshalb in der That . . . weshalb soll ich nicht annehmen, daß auch Sie mir geneigt sein werden, wenn ich ebenfalls meinen Plan habe und ihn zu verfolgen suche. . . .“

„Glauben Sie, ich hätte einen weiteren Plan?“ fragte Merlin mit einer etwas auffälligen Hast.

„Ganz gewiß. Weshalb würden Sie sich so besorgt um die Schützung der Interessen des Fürsten Rosenstein zeigen, wenn Sie keine Absicht damit verbänden? Sie wollen die Prinzessin Marie Rosenstein heirathen, und um die Einwilligung des Fürsten zu solch einer Verbindung mit einem bloß durch Orden und Diplom oder besser bloß durch sein Talent geadelten Manne zu erzwingen, wollen Sie ihm sagen: Sieh', es hängt ein Damoklesschwert über Deinem Haupte, und der es zurückhält, daß es nicht falle, bin ich!“

„Teufel“, sagte Merlin, leicht die Farbe

wechselnd — „Sie sind ein gefährlicher Mensch... das heißt, ein Mensch von einer gefährlichen Phantasie...."

„Der doch eine feurige Dichter-Phantasie wie die Ihrige immer um ein Bedeutendes voraus sein wird", antwortete Bongaß, indem er in der Betroffenheit, welche Merlins Züge zeigten, eine Bestätigung seiner kecken Combination glaubte lesen zu dürfen.

„Eine feurige Dichter-Phantasie", versetzte Merlin, „ist darum noch nicht die Phantasie eines Thoren, der sich unerreichbare Ziele setzt!"

„Was ist unerreichbar, wenn es ein kluger Mann sich einmal als Ziel setzt", fiel Bongaß ein — „das ist wenigstens meine Theorie und ich habe danach eben auch meinen Plan gemacht..."

„Wohl dann, da es völlig unnütz wäre, von dem Plan zu reden, den Sie mir unterschieben, so reden wir von dem Ihren!"

„So lange Sie den Ihren vor mir verbergen, würde ich dies für unpolitisch halten."

„Das steht bei Ihnen, wofür Sie es halten. Ich dränge mich nicht in Ihre Geheimnisse, aber ich an Ihrer Stelle würde es für politisch halten,

einem Manne, wie mir, von dem Manches für Sie abhängt, sehr viel Vertrauen zu schenken!"

„Darin haben Sie Recht ... und da ich den festen Willen habe, Ihren Interessen zu dienen, so wäre es eigentlich thöricht, wenn ich Sie nicht offen in mein Herz blicken ließe!"

„In Ihr Herz? Ist das dabei im Spiele?"

„Ein klein wenig ... nicht mehr, als es gut wäre! Sie sagten, daß der Herzog einer nachhaltenden und dauernden Neigung zu unserm Fräulein Rosas fähig sei."

„So glaube ich!"

„Nun wohl, dann wird es sein erster Wunsch sein, sie oft zu sehen, ungehindert mit ihr zu verkehren."

„Ganz gewiß."

„Das aber ist nicht möglich, so lange sie auf ihrem Schlosse Mildenstein wohnt."

„Nicht gut!"

„Ich aber weiß ein Mittel, sie für längere Zeit an diese Residenz zu knüpfen."

„Das Mittel wäre?"

„Ich möchte es dem Herzoge selbst sagen, wenn ich ihm für die Stellung, die er mir geben

wird, Dank sage. Vielleicht leite ich es auch auf einem andern Wege ein — ich muß mir das erst überlegen!"

Merlin nickte.

„Sie haben Recht", sagte er lächelnd. „Man giebt ein solches Mittel, sich in Gunst zu setzen, nicht aus den Händen. Und weiter!"

„Mein Auskunftsmittel wird nicht für immer vorhalten; sechs, sieben Monat höchstens; nach dieser Zeit müßte für ein Anderes gesorgt werden. Und auf dieses richtet sich mein Plan. Der Herzog wird wünschen, Fräulein Rosas für immer an seinen Hof zu fesseln. So daß sie dem Hof auch folgen kann, folgen muß, wenn dieser Wanderungen nach den verschiedenen Sommer- und Herbstresidenzen antritt . . . und da es feststeht, daß der Herzog sie nicht heirathen kann, so wird er sie mit einem anderen Mann vermählen müssen, der eben dem Hofe attachirt ist. . . ."

„Ach, ich begreife!" rief Merlin aus . . . „ich verzeihe Ihnen die chimärenhaften Dinge, die Sie mir vorhin zugetraut haben. Ich sehe, Ihre Phantasie geht auch in Ihren Angelegenheiten denselben rasenden Galopp."

„Doch halte ich sie fest in meinen Zügeln, glauben Sie mir das . . . was wäre Wildes, ins Schrankenlose Gehendes dabei? Vorausgesetzt, der Herzog fühlt, wie Sie glauben, so wird er auch bald einen Wunsch haben, wie ich ihn voraussetze — und wer wird ihm so leicht entgegenkommen, ihm diesen Wunsch zu erfüllen? Heutzutage drängt man sich nicht allzu sehr, den Fürsten solche Dienste zu erweisen — es gehört ein gut Theil Freiheit von Vorurtheilen dazu.“

„Welche Sie besitzen?“

„Nehmen wir das vorläufig an — obwohl ich meine eigenen Gedanken bei der Sache habe, die es jedoch zu weitläufig wäre, hier zu erörtern. Also nehmen wir an, ich wäre fähig, als Mann ohne Vorurtheile zu handeln . . . dann wäre ich, scheint mir, so gut wie jeder andere Mann — auch noch besser zu machen, als ich bin, ein wenig vornehmer, ein wenig reicher, ein wenig mächtiger.... Das steht ja in des Herzogs Hand. . . .“

„Gewiß, gewiß, gewiß“, fiel Merlin mit einem etwas ironischen Lächeln ein.

„Sie theilen meinen Standpunkt in der Sache nicht“, entgegnete Bongaß mit großer Zuversicht,

„und doch habe ich ein Mittel, Sie dazu zu bekehren.“

„Bekehren Sie mich ... denn, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, bisher finde ich Ihren Plan, dies Fräulein Rosas sich vermählen zu lassen und dadurch sich in kurzer Zeit auf die Höhe von Macht, Reichthum und Glanz hinaufzuschwingen, höchst verwegen und sanguinisch....“

„Das ist er nicht mehr, falls Sie ihn energisch unterstützen. Und aus allen Kräften unterstützen werden Sie ihn.“

„Sind Sie dessen so sicher?“

„Ich bin es!“

„Und Ihre Gründe?“

„Weil es sehr möglich ist, daß Fräulein Antonie Rosas einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß auf den gütigen und weichen Charakter Herzog Augusts bekommt; weil es mehr als wahrscheinlich ist, daß sie ihn bekommt. Und weil es für Sie alsdann eine Lebensfrage sein dürfte, am Manne dieses Fräuleins einen Clienten, einen Anhänger, eine Kreatur zu haben, die so unter Ihrem Einfluß stände, wie der Herzog unter dem der Frau.“

„Wird mir“, antwortete lächelnd, aber zugleich mit einem sinnenden Blicke und einer zerstreuten Miene der Zauberer — „wird mir dieser Einfluß bleiben, wenn ich den Clienten, wie Sie sich nennen, zu einem großen Patron gemacht?“

„Ich denke“, antwortete Bongaß, „Sie würden auf mich, der Ihnen Alles verdankte, doch immer sicherer zählen, als auf einen Dritten, der Ihnen Nichts verdankt. Ich will Ihnen keine Betheuerungen machen, aber ich glaube, Sie selbst werden sich sagen, daß man bei den Transactionen, welche man im Leben abschließt, zuweilen auch die Möglichkeit annehmen muß, man habe einen aufrichtigen und ehrlichen Menschen vor sich!“

Merlin lachte. „Nun ja“, sagte er . . . „und was die Aufrichtigkeit angeht, so haben wir uns ja auch Proben davon genug in dieser kurzen Unterredung gegeben! Fürs Erste danke ich Ihnen für Ihr Vertrauen. Wir werden ja sehen, welche Wendung die Dinge nehmen, und in wiefern Herzog August geneigt ist, meinen Rath in Beziehung auf Sie zu befolgen. Vieles hängt dann auch von der Art und Weise ab, wie Ihre Persönlichkeit ihm bei längerer Bekanntschaft zusagt,

wie sie auf ihn wirkt — ob sie ihn sympathisch berührt. Darauf kommt bei dem jungen Herrn gar viel an . . . und das, lieber Freund, ist Ihre Sache . . . ich kann wohl Einfluß auf sein Urtheil üben, aber nicht auf sein Nervensystem! Lassen Sie mich jetzt Toilette machen, um zu ihm zu gehen . . . nach Tische holen Sie sich den Bescheid."

Bongaß stand auf und verbeugte sich.

„In Ihre Hände lege ich mein Schicksal", sagte er.

Er ging, sehr zufrieden mit der ganzen Wendung, welche die Unterredung genommen. Er hatte ein sehr scharfes Auge für das Charakterbild, welches sich die verschiedenen Menschen, mit denen er in Berührung kam, von ihm entwarfen — das Bild, welches wir in fremde Seelen werfen und abspiegeln, ist ja immer ein ganz verschiedenes, je nachdem sie auf uns wirken und uns zwingen, uns zu geben. Mit seinem Spiegelbild in Merlins Seele war Bongaß ganz zufrieden. Merlin, dessen war er überzeugt, nahm ihn für einen gescheuten, geriebenen, brauchbaren Menschen, aber im Grunde von keiner großen, geistigen Ueberlegenheit, die ihm gefährlich werden konnte, für

keinen verschwiegenen, stillen, über Pläne brütenden Intriguanten, sondern eher für eine im Grunde ehrliche und offene Natur, die ihre innersten Gedanken viel zu leicht verrieth, um viel Vorsicht und Mißtrauen nöthig zu machen.

Und das gerade hatte Bongaß gewollt.

Von Merlin wandte er sich dem Stadttheil zu, wo der Buchladen der Herren Keppler und Forst lag. Er hatte mit dem Herrn Forst eine längere Unterredung, in Folge deren der Buchhändler ihm die Mappe mit den Zeichnungen Antoniens anvertraute, die er sorgfältig eingeschlagen wie einen Schatz mit triumphirender Miene mit sich davon trug.

Merlin hatte unterdeß Toilette gemacht, aber nicht, um sich, wie er sagte, zu seinem Gebieter und Herrn zu begeben, sondern um in einem eleganten Gig an dem Gasthof vorzufahren, in welchem Fürst Rosenstein abgestiegen. Er ließ sich bei ihm melden und wurde sogleich angenommen. Der Fürst empfing ihn nicht ganz in seiner gewöhnlichen soldatisch offenen Manier; er war ein wenig zurückhaltend, es lag offenbar etwas von Sorge auf seiner Stirn, es mochten ihm über

Nacht Gedanken über die plötzliche auffallende Gunst des Herzogs gekommen sein, die ihn beunruhigten... als Merlin ihm sagte, der Herzog werde sicherlich wünschen, zu erfahren, wie der Durchlaucht und ihren Damen die Festnacht bekommen, und deshalb erlaube er sich diesen Besuch, noch bevor er heute den Herzog gesehen — antwortete der Fürst:

„Und dieser Besuch ist mir sehr lieb; man sagt, Sie besitzen in einem ausgedehnten Maße das Vertrauen des Herzogs...."

„In einem Maße, das man wohl übertreibt...."

„Doch", fiel der Fürst ein, „wohl hinlänglich, um einen Landbewohner wie mich, der mit seinem Verstande da draußen gründlich eingerostet ist, ein wenig belehren zu können."

„Und welche Belehrung könnte das sein, die ich dem Fürsten Rosenstein zu geben vermöchte?"

„Ich denke, Sie können mir sagen, aus welcher Ecke der Wind bläst, der mir gestern eine so plötzliche und über das Maß dessen, was mein Ehrgeiz je verlangt hat, hinausgehende Hofgunst zugeblasen hat?"

Merlin zuckte die Achseln.

„Die Gunst eines Herrn wie Herzog August ist kein Ding, das der Wind zubläst und wieder fortbläst“, sagte er. „Ich glaube, Ihnen diese Beruhigung geben zu können.“

„Aber Sie werden mir nicht einreden, daß diese Gunst nicht etwas sehr Auffallendes hat. . . .“

„Sie sind mit Unrecht mißtrauisch, Durchlaucht, es ist möglich, daß Sie in der Huldigung, welche der Herzog Fräulein Rosas darbrachte, mehr sehen, als sie ist, mehr als eine plötzlich entstandene, flüchtige Neigung für die junge Dame . . . aber dann würden Sie irren.“

„Und was sollte mehr darin liegen?“

„Ich meine, es wäre immerhin möglich gewesen, etwas von einer Demonstration darin zu erblicken.“

„Ich verstehe Sie nicht! Eine Demonstration? Inwiefern könnte eine solche Huldigung eine Demonstration sein? Gegen wen gerichtet? Zu welchem Zweck?“

Merlin zeigte ein schlaues Lächeln.

„Ich kann darüber weiter nichts sagen“, antwortete er . . . „nur muß ich annehmen, daß dem Herzoge von Seiten des als Spanier maskirten

Herrn, den Sie gestern wahrnahmen, Mittheilungen gemacht sind, die dazu beigetragen haben mögen, demselben ein so hohes Interesse für Fräulein Rosas einzuflößen."

„Mittheilungen über Fräulein Rosas. . . . Die sollte der Spanier gemacht haben . . . und welche könnten das sein . . . und was weiß der Spanier über Fräulein Rosas?" rief der Fürst erschrocken und heftig aus.

„Sie fragen mehr, als ich weiß!"

Fürst Rosenstein warf ihm einen äußerst düstern und mißtrauischen Blick zu. Dann fuhr er fort:

„Auch wenn ich Sie frage: wer war denn dieser Spanier?"

„Dann nicht. Dieser Spanier war ein Herr von Bongaß!"

„Bongaß . . . Gustav von Bongaß?"

„So ist sein Name. Er hat die Zusicherung einer Anstellung in der Nähe des Herzogs erhalten."

„Pest" — murmelte Fürst Rosenstein zwischen den Zähnen und leicht die Farbe wechselnd.

„Haben Sie Grund", fragte Merlin, seine

Stimme senkend, „diesen Menschen in einer solchen Stellung ... unbehaglich zu finden?“

Fürst Rosenstein antwortete nicht; mit gerunzelter Stirn und die Lippen beißend, blickte er Merlin an, als ob er in dessen Seele lesen wolle.

„Ich wünschte“, fuhr er dann heftig auf, „Sie rückten mit der Sprache heraus, was Sie eigentlich wollen?“

Merlin wich seinem Blicke aus; er betrachtete sehr aufmerksam seine wohlgepflegten Nägel; dann sagte er mit derselben gedämpften Stimme:

„Was ich wollte, indem ich kam, Ihnen meine Aufwartung zu machen, Durchlaucht, das habe ich eben gesagt — mich nach Ihrem und Ihrer Damen Wohlbefinden erkundigen!“

„Sie sind sehr zähe, mein Herr Merlin ... ich sehe, wir kommen auf diese Art nicht weiter. Versuchen wir eine andere! ... Kann ich vielleicht irgend etwas für Sie thun, um ...“

Merlin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Nein, nein“, sagte er hastig und wie verletzt — „Sie können für mich nichts thun, aber ich

kann etwas für Sie thun; ich kann Ihnen einen dringenden Rath geben."

„Ich bin begierig ihn zu hören."

„Ich glaube nicht, daß Fräulein Rosas mit Ihnen zurückkehren wird ... ich glaube annehmen zu dürfen, daß man sie hier in der Residenz zu fesseln verstehen wird."

„Unmöglich!" rief der Fürst offenbar höchst unangenehm betroffen aus.

„Wir werden sehen!" entgegnete Merlin kühl. „Und wenn ich mich nicht täuschen sollte, dann würde ich Eurer Durchlaucht rathen, sich so einzurichten, daß Sie ebenfalls den Rest des Winters in der Stadt zubrächten und mit Ihrer Prinzessin Tochter hier blieben."

„Ich? hier? Um des Himmels willen, was soll ich hier machen? Ich habe mich für meine ganze übrige Lebenszeit auf meinem stillen Landsitze eingerichtet! Ich in der Stadt! Und wenn ich auch wollte, ich habe kein Haus, keine Einrichtung hier. . . ."

„Und doch wiederhole ich meinen Rath", sagte Merlin. „Ich glaube, daß Sie nicht wohl thäten, wenn Sie nicht blieben, nicht festen Fuß bei Hofe

faßten, und sich nicht bereit hielten, hier Ihre Interessen in jedem Augenblicke, wenn sie bedroht sein könnten, zu vertheidigen. Sie wissen: les absens ont tort!"

Der Fürst biß wieder die Lippen zusammen; dann sprang er auf und schritt heftig im Zimmer auf und ab.

„Sie haben eine verzweifelte Manier, mein Herr Merlin, sich in Andeutungen und Rathschlägen zu ergehen", rief er aus. „Es wäre mir wahrhaftig lieber, Sie sagten mir geradezu, was dieser Bube, dieser Bongaß über meine Verhältnisse dem Herzoge hinterbracht hat und was . . . nun ja, was Sie für ein Interesse an der Sache nehmen!"

„Wohl denn, weil Sie mir das Pistol auf die Brust setzen, so will ich Ihnen gestehen, was ich für ein Interesse an der Sache habe. Mein Interesse ist einfach das, mich nicht durch ein etwa entstehendes Bündniß zwischen Bongaß und Fräulein Rosas aus der Gunst des Herzogs verdrängen zu lassen. Deshalb werde ich beiden entgegen arbeiten — ich werde Fräulein Rosas nicht zu einer — Fürstin Rosenstein machen lassen . . .

seien Sie ruhig darüber; aber ich muß dringend bitten, daß Sie hier bleiben, damit Sie mir im Augenblicke der Gefahr zu Hülfe kommen können."

„Verdammtes Intriguenspiel, in welches ich da gerathen bin!" schrie der Fürst mit den Füßen stampfend.... Er hatte etwas von einem Löwen, der im Gefühle einer um seinen Hals geworfenen Kette aufbrüllt.

Merlin stand jetzt ebenfalls auf.

„Durchlaucht", sagte er mit einem Tone der Beleidigung und Gereiztheit, die er sich keine Mühe zu verbergen gab — „ich habe für meinen wohlmeinenden Rath nicht diese Aufnahme erwartet — ich bin nicht gewillt, Ihnen meinen Rath aufzudrängen ... und deshalb bleibt mir nichts übrig, als mich Ihnen zu empfehlen."

Der Fürst ergriff heftig seinen Arm.

„Ich habe Sie mit meiner Aeußerung nicht beleidigen wollen.... Sie mögen Recht haben ... ich danke Ihnen ... gewiß, gewiß, Ihr Rath ist gut!"

„Und Sie werden die Wintermonate bleiben?"

„Ich werde es einzurichten suchen."

„Und Sie werden mir erlauben, zuweilen zu

kommen, wenn es nöthig sein sollte, Ihnen Nachrichten zu bringen?“

„Thun Sie das, thun Sie das ja!“

Merlin verbeugte sich und ließ den Fürsten allein — mit einer Fülle beunruhigender und aufregender Gedanken, die ihn bald zornig auf den Boden stampfen, bald höchst kleinmüthig und beklommen denselben eben so mißhandelten Boden anstarren ließen.

„Verfluchte Bande!“ rief er aus. „Und an dieser ganzen Lage ist doch am Ende nur der unselige Mensch, der Gellenberg Schuld, der mir in Paris die Schlange von Bongaß zum Feinde gemacht hat ... hätte er ihr wenigstens gleich den Kopf zertreten.“

Merlin aber ging unterdeß zum Herzog. Er war sehr heiterer Stimmung — der erste Schachzug in seinem Spiele war gelungen, der Fürst und seine Tochter waren an die Stadt gefesselt!

Aber war es Antonie Rosas? Hatte dieser Bongaß, der in die Verhältnisse so gut eingeweiht war, wirklich ein Mittel, das junge Mädchen hier zu halten — auch wenn sie einen Charakter hatte, der sich nicht so leicht der Verführung, welche in

des Herzogs Huldigungen für sie lag, hingab, auch wenn sie den Stolz besaß, gerade deshalb den Aufenthalt in der Residenz nicht zu wollen? Und war nicht vorauszusetzen, daß Fürst Rosenstein zunächst seinen ganzen Einfluß auf sie aufwenden werde, um sie zu bewegen, nicht zu bleiben? Freilich — sie war ein Weib, dachte Merlin; ein Weib; und er, dieser junge glänzende Herzog August, der sich so rückhaltlos ihr zu Füßen geworfen, war ein Souverain ... wie sollte sie nicht dadurch verführt, berauscht, schwindlicht gemacht sein? ... Merlin war nicht geneigt anzunehmen, daß von ihrer Seite ein Widerstand zu befürchten sein werde, der seine über Nacht aufgeblühten Pläne gefährden könne.

Und in der That, er erfuhr bald, daß er darin sich keiner Täuschung hingegeben.

Als er eine Viertelstunde später in das Cabinet des Herzogs trat, fand er diesen über eine Mappe mit Zeichnungen gebeugt, in die er mit großem Entzücken vertieft schien.

„Da sehen Sie, Merlin", rief er diesem entgegen, „mit welchem Talente wir es zu thun haben.

Sehen Sie diese Zeichnungen an ... sind sie nicht meisterhaft?"

„Allerdings ... sehr gut erfunden ... und allerliebst ausgeführt ... viel Phantasie und originelle Erfindungsgabe ... von wem sind Sie?"

„Von wem anders als von meiner Flamme, diesem schönen verführerischen Mädchen von gestern ... der Spanier muß es verstanden haben, sie ihr zu stehlen; er hat sie eben im Vorzimmer dem diensttuenden Kammerherrn für mich übergeben und mir dabei sagen lassen, es seien Entwürfe zu Fresken, wie ich sie suchte ... sie werden mir eben gebracht!"

„Und ich sehe Sie also in bester Stimmung, dem Spanier das Wort zu lösen, welches Sie ihm gestern gaben?"

„In der besten Stimmung, allerdings ... aber welches Wort gab ich ihm?"

„Das, ihn belohnen zu wollen für seine Dienste! Ich habe mit ihm geredet — er verlangte nichts geringeres als eine wohlbesoldete Stelle."

Der Herzog lachte.

„Weshalb nicht gar", sagte er ... „er denkt

wohl, er säße im Rohr und müsse sich Pfeifen schneiden!“

„Und das nicht allein“, fuhr Merlin fort, „er will auch, daß diese Stelle ihn in persönliche Berührung mit dem Herzoge bringe.“

„Will er mein Kammerdiener werden?“

„Ich zweifle nicht, daß er am Ende zu Kammerdienerdiensten bereit wäre — sein Ehrgeiz aber geht höher, er will Cabinetssecretair, Bibliothekar oder etwas dergleichen werden!“

„Und Du hast ihn ausgelacht, Merlin?“

„Nein, mein weiser Herr, einen Mann, der so wichtige Dienste leistet, lacht man nicht aus ... ich habe ihm Hoffnung auf die Stelle eines Bibliothekars Deiner Handbibliothek gemacht, nebst einer Besoldung von zweitausend Gulden, und ich denke, Du wirst mich nicht Lügen strafen; Du hast mir den Auftrag, mit ihm zu verhandeln, gegeben. ...“

„Hab' ich? Nun meinethalb ... ich will seine Erwartungen nicht täuschen ... sag' ihm das ... und vielleicht hab' ich gleich einen Auftrag für ihn. Ich habe beschlossen, Alles aufzubieten, dies Fräulein Rosas an unsere Stadt zu fesseln. Welch' besseres

Mittel, als sie an ihrem Künstler-Ehrgeiz zu fassen? Sie soll diese Zeichnungen in großem Maßstabe ausführen, sie soll einen Saal meiner Residenz damit ausmalen ... und der Herr von Bongaß soll zu ihr gehen, um die Unterhandlungen mit ihr darüber zu führen. Daß alle ihre Bedingungen von vornherein genehmigt sind, versteht sich von selbst! Sie mag sich selbst den Saal, der ihr der geeignetste scheint, auswählen — er soll ganz so für sie eingerichtet werden, wie sie es wünscht...."

„Die Idee ist sehr gut", antwortete Merlin, jetzt Bongaß Andeutung von vorhin, wie er Antonie an die Stadt fesseln könne, verstehend — „aber", fügte er hinzu, „vielleicht steht Herr von Bongaß nicht so zu Fräulein Rosas, daß es praktisch wäre, ihm den Auftrag zu geben!"

„Das ist wahr, so muß ein Anderer zu ihr gehen und ihr den Auftrag geben, sich einen der Säle auszusuchen...."

„Und während sie darin arbeitet, wird der Herzog August durch seine Kunstliebe Papst Leo X. beschämen, der gewiß nicht so oft in die Stanzen

niederstieg, worin Rafael seine Frescen malte, als Herzog August ..."

„Davon", lachte der Herzog fröhlich auf, „braucht aber nichts in den Contract aufgenommen zu werden ... und noch Eins ... ich lasse diesem Herrn von Bongaß rathen, das Maul zu halten über alles das, was er uns gestern von der Herkunft des Mädchens und von ihren Ansprüchen erzählte ... es ist mir nicht darum zu thun, plötzlich in ihr Geschick einzugreifen. ..."

„Ich begreife", sagte Merlin, durch diese Worte des Herzogs, die so ganz seinen Wünschen entsprachen, angenehm überrascht. „Als einfache Malerin, beflissen, einen Saal in unserm Schloßbau auszuschmücken, ist sie — viel romantischer ... es wäre auch sehr thöricht, wenn Du in ihr Geschick eingreifen wolltest ... wenn Du sie zu einer stolzen Fürstin machst, wird sie Dir einen Korb geben, von einer Fräulein Rosas hast Du das nicht zu befahren!"

„Glaubst Du?" fragte der Herzog.

„Ich denke so."

„Wenn nun aber doch?"

„Dann entführst Du sie auf Deine Ritter-

burg, was bei einer geborenen Fürstin auch schwieriger ist, als bei einer unbekannten Malerin. . . . Du siehst also, wo Dein Vortheil liegt!"

Das Gespräch wurde durch den dienstthuenden Kammerherrn unterbrochen, der den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ankündigte.

„So geh jetzt und sprich mit Bongaß", sagte der Herzog — „Du siehst, ich muß mich mit dem Purpur meiner Souverainetät bekleiden, um darin die süßgeflöteten Befehle meiner Excellenz von den widerwärtigen Angelegenheiten entgegenzunehmen — geh, Du störst sonst meine Aufmerksamkeit für die Lection, die ich bekommen werde."

Viertes Kapitel.

Al Fresco.

Es war am folgenden Vormittage. Fürst Rosenstein hatte am vorgehenden Tage noch sich im Schlosse zur Aufwartung gemeldet — er war gezwungen, diese Pflicht der Höflichkeit nach dem, was geschehen, zu erfüllen. Am heutigen Morgen hatte er die Mittheilung eines Kammerherrn erhalten, daß der Herzog ihn in der Abendstunde zu empfangen erfreut sein werde. So war er für diesen Tag gebunden — er hätte ihn so gerne zur Abreise benutzt, da Antonie noch mit keiner Silbe darauf hingedeutet hatte, daß sie in der Residenz zu bleiben wünsche.

Die Familie saß in ihrem Gasthofsalon um das Frühstück versammelt; Antonie, Marie und Louise Thal machten Pläne, wie der Tag zu verbringen sei, Antonie hatte nur eine Stunde für

sich allein in Anspruch zu nehmen, um ihren Herrn Forst zu sprechen, der sich gestern, wo sie zweimal an seinem Laden vorgefahren, seltsamer Weise eben so oft hatte verleugnen lassen; der Fürst hatte sich in die Lectüre einer Zeitung vertieft... als der Kellner eintrat und dem Fürsten eine Karte überreichte.

„Der Herr“, meldete er dabei, „dessen Name auf der Karte stehe, wünsche Fräulein Rosas seine Aufwartung zu machen.“

Geheimrath von Gruber, Hofbaudirector, lauteten die Worte, die auf der Karte standen.

„Der Hofbaudirector?“ fragte der Fürst verwundert, indem er Antonien die Karte reichte.

„Wünscht mich zu sprechen?“ rief Antonie in demselben Tone aus.

„Im Auftrage des Herzogs“, sagte der Kellner.

Antonie wechselte leicht die Farbe, während der Fürst den Herrn einzuführen befahl.

Der Hofbaudirector war ein großer, stattlicher und sehr ernster Herr, mit einem scharfgeschnittenen Gesichte; er trug eine Mappe unter dem Arm, in der Antonie sofort die ihrige erkannte.

Als der Fürst nach der ersten Begrüßung ihm Fräulein Rosas genannt hatte, sagte er:

„Sie werden befremdet sein, mein gnädiges Fräulein, Ihr Eigenthum in meinen Händen zu sehen ... ich muß deshalb zuerst den Herrn, dem Sie es anvertraut haben, in Schutz nehmen. Buchhändler Forst wußte, wie sehr der Herzog wünscht, eine Reihe guter und ihm ganz genügender Compositionen zu unsern deutschen Märchen zu erhalten, die er im Schlosse al fresco ausführen lassen könnte. Wir haben Säle, die der deutschen Dichtung gewidmet sind, in andern ist die deutsche Heidensage verherrlicht; aber es fehlt das deutsche Märchen. Mancherlei Entwürfe sind der Hoheit vorgelegt worden, ohne den Wünschen und Erwartungen entsprochen zu haben; es lag deshalb in der höchsten Intention, eine Concurrenz auszuschreiben. Mit dieser Thatsache bekannt, hat der Buchhändler, dem Sie diese Entwürfe hier anvertrauten, Sr. Hoheit dieselben vorlegen lassen zu dürfen geglaubt, und ich habe den angenehmen Auftrag erhalten, Ihnen, geehrtes Fräulein, mitzutheilen, wie groß die Freude des Herzogs ist, in Ihren Compositionen Alles das zu finden,

was ihm als das Ideal seiner Wünsche vorschwebte."

„Sie machen mich schamroth, Herr Geheimrath — meine anspruchlosen Zeichnungen. . . ."

„Sind ganz das, was wir suchen, mein gnädiges Fräulein", fiel der Hofbaudirector ein — „und die Folge davon ist, daß wir Sie nun nicht mehr loslassen, bis Sie eingewilligt haben, diese Entwürfe in der Weise auszuführen, daß dem Schlosse dadurch der ihm noch fehlende Schmuck gegeben würde — es ist des Herzogs dringender Wunsch, und ich bin von ihm beauftragt, darüber mit Ihnen zu verhandeln und Ihnen die Erfüllung aller und jeder Bedingung, welche Sie an die Uebernahme der Arbeit knüpfen würden, zuzusagen."

„Aber mein Gott!" rief Antonie aus — „wie kann ich eine solche Arbeit übernehmen, solch eine monumentale Arbeit, für die meine Kraft nicht im geringsten ausreicht!"

„Wie weit Ihre Kraft reicht, zeigen diese Compositionen . . . aber freilich, Sie werden sich nie im Fresco versucht haben. . . ."

„Und werde es auch nie wagen — ich habe immer nur Staffeleibilder gemalt — copirt. . . .“

„Ich denke nicht, daß darin ein Hinderniß liegt“, entgegnete der Hofbaudirector; „falls Sie auch nicht einwilligen sollten, den Versuch zu machen, in wie fern Ihnen diese Art der Malerei zusagte, so reichte es ja hin, daß Sie die Cartons der Gemälde ausführten, und daß wir tüchtige, in der Technik des Fresco geübte junge Leute zuzögen, die unter Ihren Augen die Gemälde ausführten. . . .“

Antonie wußte nicht, was antworten. Die ganze Sache drang so plötzlich, so überraschend auf sie ein, daß ihr nicht Raum zu ruhiger Besinnung gelassen war . . . die Aussicht, welche ihrem künstlerischen Ehrgeize geboten wurde, war so glänzend, so verführerisch, daß es mehr als menschliche Selbstverleugnung vorausgesetzt hätte, sie kurzweg abzuweisen; es lag etwas Berauschendes in dieser glänzenden Befriedigung des Künstler-Ehrgeizes, in dieser Aussicht auf Ruhm und Leben bei der Nachwelt, auf das schönste Loos, das dem Künstlerdrang, sich in großartigen Verhältnissen bethätigen zu dürfen, eröffnet wurde . . . wie hätte

in diesem Augenblicke in Antonien dagegen das Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte aufkommen, wie hätte es so mächtig sein können, daß sie eine ablehnende Antwort über sich gewonnen!

Und war dieser Hofbaudirector nicht überhaupt ein Mann, der auf ablehnende Antworten nicht gefaßt, eine solche gar nicht für möglich zu halten schien... sprach er nicht im Ton der größten Bestimmtheit fort und erörterte die Bedingungen der Arbeit und drängte endlich gar, daß Antonie seinen Wagen annehme, um mit ihm zum Schlosse zu fahren, damit sie mit ihm eine Inspicirung der Räume vornehme und sich die Wandflächen der betreffenden Zimmer ansehe und einen Arbeitssaal aussuche und die Maße der Bildwerke abnehmen lasse und ihm ihre Wünsche über die Art, wie die Cartons aufgespannt und aufgestellt würden, sage und an Ort und Stelle Alles mit ihm bespreche, was an einleitenden Schritten geschehen müsse, bevor sie ihre Arbeit beginnen könne? — Der Mann war gar nicht abzuweisen, es war nicht denkbar, ihn los zu werden!

Was blieb ihr übrig, als einen wie um Einwilligung bittenden Blick auf den Fürsten zu

werfen.... Dieser, der in äußerster Spannung zugehört hatte, antwortete in ziemlich ironischer Weise auf diesen Blick:

„Sie sehen, liebes Fräulein, daß Sie eingefangen sind... machen Sie jetzt, daß Sie Ehre bei der Sache einlegen und folgen Sie dem Vorschlage des Herrn Geheimraths — das ist mein Rath... wenn die Arbeit Sie an die Residenz fesselt, so darf das kein Hinderniß für Sie sein, denn ich selbst bin nicht abgeneigt, für die Wintermonate hier in der Residenz zu bleiben."

„Wie, Papa, Du könntest Dich wirklich entschließen?" rief hier Prinzeß Marie aus.

„Ich sah Deinen brennenden Wunsch, zu bleiben, liebes Kind", versetzte Leopold Rosenstein mit einem bittern Lächeln, und da mich Deine schüchterne Bescheidenheit, die diesen Wunsch doch nicht auszusprechen wagte, rührte, faßte ich im Stillen den Entschluß, Dich mit der Ankündigung zu überraschen."

„Ach, Du bist die Krone aller Papa's!" rief Prinzeß Marie entzückt.

„Und so", fuhr der Fürst, sich wieder zu Antonien wendend fort, „könnten Sie, in unserem

häuslichen Kreise hier bleibend, sich ruhig Ihrer Arbeit hingeben."

„Das freilich", sagte Antonie erfreut, „nimmt mir viel von meinen Bedenken — Herr Geheimrath, Sie sehen mich bereit, mit Ihnen zum Schlosse zu fahren und die Räume in Augenschein zu nehmen, obwohl . . ."

Der Geheimrath war so entzückt darüber, daß er ihre letzten Bedenken gar nicht zu Worte kommen ließ. Antonie ging, sich für die Ausfahrt fertig zu machen.

Nach einer halben Stunde waren beide im Schlosse. Sie wanderten, einem Castellan, der die Räume vor ihnen erschloß, folgend, durch einen erst in neuerer Zeit aufgeführten Flügel des Gebäudes; weite Wandflächen in hohen Sälen, das von oben eindringende Licht in mehreren derselben, mußten es für einen Künstler zu einem entzückenden Gedanken machen, hier wirken und schaffen zu dürfen. Antonie begann das Herz dabei zu schlagen; es kam etwas von dem Fieber der Erregung über sie, welches den Künstler ergreift, wenn er den Schaffensdrang in allen Adern, die Ideen in seinem Kopfe sich drängen fühlt

und so vor dem Beginn eines Werkes steht. Für ihre Arbeit wurde ein Gemach von mäßiger Größe im zweiten Geschoß ausgesucht; es bot Raum zu vier großen und acht kleineren Darstellungen. Antonie besprach nun die nöthigen Vermessungen der Wandflächen und die Anfertigung der Cartonrahmen — der Geheimrath geleitete sie in ein großes Gemach am Ende der Zimmerreihe und Antonie sah hier zu ihrer Freude ein vollständiges Maler-Atelier eingerichtet.

„Der Herzog hat es für die Künstler, welche mit den Fresken und andern Malereien in den Schloßsälen beschäftigt waren, herrichten lassen", sagte der Geheimrath; „die meisten Privat-Ateliers sind nicht geräumig genug für die großen Cartons zu unsern Compositionen; deshalb wollte der Herzog ein eigenes Atelier hier im Schlosse haben, das ihm außerdem die Möglichkeit gewährt, selbst ein wenig die Arbeiten seiner Künstler controliren zu können; es macht ihm eine große Freude, beim Schaffen zuzusehen . . . auch Sie, denk ich", fügte der Geheimrath lächelnd hinzu, „werden sich auf diese Controle gefaßt machen müssen. . . ."

„Und ist sie strenge, diese Controle, die Kritik, die der Herzog übt?"

Der Geheimrath lächelte wieder.

„Aufrichtig gestanden", sagte er, indem er seine Stimme senkte — „sie ist etwas schlimmeres als strenge."

„Das heißt?"

„Sie ist capriciös ... sie leidet an Einfällen ... an plötzlich entstehenden Wünschen und Verlangen, etwas dargestellt zu sehen, was entweder die Kunst nicht darstellen kann oder der Künstler im eben vorliegenden Fall nicht darstellen darf."

„Das ist freilich etwas weit Schlimmeres, als eine strenge Kritik...."

„Und doch nicht so schlimm, wie es aussieht", fiel der Hofbaudirector ein. „Wenn ich Ihnen einen Wink geben darf...."

„Ich bitte sehr darum!"

„Nun, so setzen Sie den souveränen Einfällen und Wünschen nie Ihr souveränes Künstlerbewußtsein entgegen. Versuchen Sie nicht darzuthun, daß das, was Ihnen angesonnen wird, unausführbar, verkehrt, vielleicht für das Ganze Ihres

Werkes zerstörend sein würde; hören Sie vielmehr sinnig zu, nehmen den Anschein reifer Ueberlegung der Sache an und versprechen, sie ernsthaft zu durchdenken. Das genügt; Sie können dann ruhig Ihren Weg weiter gehen, sicher, daß der Herzog auf seine Ideen nicht zurückkommt, wenn er sieht, daß Sie nach reiflichem Ueberlegen nicht für gut finden, darauf zurückzukommen. Er ist bescheiden genug, dem Künstler doch am Ende mehr zuzutrauen, als sich selber; nur darf ihm der Künstler nicht ins Gesicht beweisen wollen, daß er's besser versteht!"

„Man muß also ein wenig Hofmann werden, wenn man bei Hofe malen will?" sagte Antonie lächelnd.

„Man muß ein wenig Hofmann werden überall in der Welt, wo man in Frieden mit den Menschen auskommen will!" antwortete der Hofbaudirector.

Am andern Tage konnte Antonie ihre Arbeit beginnen. Sie fand, als sie sich nach dem Atelier im Schlosse begeben, dieses in angenehmster Weise erwärmt, einen Carton von der Größe eines der größeren Wandbilder aufgespannt auf der Staffelei

— alle Erfordernisse in Bereitschaft, und außerdem einen älteren Mann in einer sehr schlichten Livrée, der sich ihr als Atelier-Diener vorstellte und über ihn zu verfügen bat.

„Ich werde ganz allein hier arbeiten?“ fragte Antonie. „Es sind keine anderen Künstler hier beschäftigt?“

„Schon seit Wochen keine mehr“, antwortete der Diener. „Der Göthe- und Schillersaal ist vollendet — seitdem haben die Arbeiten einen Stillstand gehabt.“

Antonie blickte ein wenig ängstlich um sich.

„Es ist sehr stille hier, in all diesen Gemächern“ — sagte sie; „wohnt denn Niemand in dem ganzen Flügelbau?“

„Niemand — der Bau wird nur zu großen Empfängen und zu Festlichkeiten benutzt . . . hauptsächlich wenn fremde Herrschaften zum Besuch da sind!“

„Antonie war diese Mittheilung unangenehm — es kam etwas wie eine leise „Gespensterfurcht“ über sie . . . sie nannte es sich selber so und beruhigte sich damit, indem sie ihm diesen Namen gab; auch trug sie dem Diener auf, sich im Atelier

zu halten und es nicht zu verlassen. — Der Diener zeigte lächelnd auf ein Versteck, das er sich angelegt — in der Nähe des hohen Kachelofens hatte er eine große spanische Wand aufgestellt, einen Tisch dahinter und einen bequemen Rohrsessel... er konnte sich da sehr behaglich und ganz unbeobachtet die Zeit mit den Romanen vertreiben, die auf dem Tische lagen.

Und so begann Antonie ihre Arbeit. Sie wählte in ihrer Mappe eines der schönsten Blätter aus; es war Dornröschens Schloß; ein wunderbar phantastischer Burghof, der so im Großen ausgeführt eine zauberhafte Wirkung machen mußte; obwohl sich Antonie nicht verhehlte, daß sie eine große Fülle von Detail noch werde hinzuerfinden müssen, um den so viel größeren Dimensionen gerecht zu werden, die eine weit stärkere Durcharbeit alles Einzelnen forderten. Sie machte sich mit Eifer daran; sie zog ihre großen Kohlenstriche, welche die Umrisse angeben sollten, mit kühner Hand über das festgespannte graue Papier.

Nach einer Viertelstunde warf sie die Kreide fort. Sie trat von ihrer Arbeit zurück, betrachtete sie und — war höchst unzufrieden damit.

Die Linien waren nicht fest und genial gezogen, sie liefen nicht harmonisch zusammen, sie waren nicht schön genug. . . .

Antonie fühlte, sie hatte keine innere Ruhe bei der Arbeit gehabt.

Ihrem Stande vor der Staffelei gegenüber lag eine schmale hinter einem Mauervorsprung halb verdeckte Thür.

Sie hatte ihr Auge zu oft auf diese Thür geworfen.

Es war, wie ihr der Hofbaudirector gestern gesagt, diejenige, welche zu den Gemächern führte, durch die der Herzog gehen mußte, wenn er kam.

„Kommt der Herzog oft zu den Künstlern, die hier arbeiten?" fragte sie endlich den Atelier-Diener.

„Das ist sehr verschieden . . . oft alle Tage, oft in Monaten nicht."

„Und um welche Stunde kommt er gewöhnlich?"

„Um zehn oder spätestens elf."

Antonie sah nach ihrer Uhr. Es war elf. Sie nahm ihre Kreide wieder auf und begann fortzuarbeiten. Die Arbeit gerieth besser als vorhin. Als sie gegen drei Uhr das Atelier verließ,

warf sie einen zufriedenen Blick auf das Geleistete; die ersten Umrisse waren beinahe fertig.

„Ich werde morgen erst um elf kommen", sagte sie dem Diener, als sie ging.

„Wie es Ihnen convenirt, gnädiges Fräulein", antwortete der Mann.... „Ich habe Befehl, von Morgens acht an das Atelier geheizt zu halten und auf meinem Posten zu sein."

Sie ging am andern Tage dennoch erst um elf Uhr ins Schloß. Am dritten trieb sie die Arbeitslust um zwei Stunden früher hin; es hatte kaum neun geschlagen, als sie an ihrem Carton stand.

„Es ist sehr thöricht von mir", sagte sie sich heute, „dieser Spannung auf seinen Besuch ausweichen zu wollen... bekämpfen wir lieber die Spannung durch fleißiges Schaffen und vergessen darüber diesen ganzen Herzog August... was ficht es einen Künstler an, wenn er schafft, ob ein Fürst dabei ab- und zugeht oder nicht!"

„Trotzdem zuckte etwas in Antoniens rechter Hand und eine Linie, welche eigentlich hätte gerade sein sollen, bekam ein Zickzack, als es auf einem der Stadtthürme zehn Uhr schlug.

Wenige Augenblicke darauf öffnete sich die Thür Antonien gegenüber; der Herzog trat ein.

Herzog August hatte den guten Geschmack, sich möglichst wenig in Militairtracht zu zeigen; auch heute war er in einem einfachen Rock von schwarzem Sammt; den Fez, der sein dunkellockiges schönes Haupthaar bedeckt hatte, trug er in der Hand.

Es schwebte ein etwas irres und verlegenes Lächeln um seinen classisch geschnittenen, weichen und schwellenden Mund.

„Darf ich Sie hier begrüßen?" sagte er leise... einen Blick auf ihre Arbeit werfend... „erlauben Sie das, Fräulein Rosas?" Dann trat er auf den Carton zu, betrachtete ihn aber mit sehr zerstreutem Blick, der sogleich wieder zu Antonien zurückkehrte.

„Es ist ein schöner Burghof, den Sie da zeichnen... sehr schön!" sagte er dabei... „was stellt er dar, was werden Sie daraus machen?"

Antonie war von diesem ganzen Auftreten sehr eigenthümlich berührt. Weshalb war das Wesen des Herzogs so verlegen, so unsicher? Wie kam es, daß er so wenig Aufmerksamkeit und eigent-

liches Interesse für ihre Arbeit hatte ... daß er, der doch für ihre Entwürfe so enthusiasmirt gewesen sein sollte, heute nicht mehr wußte, was ihre Zeichnung darstellte? War alle diese vorgebliche Begeisterung des Herzogs nur ein Vorwand gewesen, um sie zu einer Arbeit zu gewinnen, die dem Herzoge Gelegenheit geben sollte, sie zu sehen? Und war seine Verlegenheit die des Bewußtseins eines schlechten Spiels?

Es war kein Zweifel. Antonie fühlte sich furchtbar gedemüthigt; sie fühlte sich beleidigt als Weib und zugleich gedemüthigt als Künstlerin.

„Ich hatte vor, den Burghof des Schlosses daraus zu machen, in welchem Dornröschen schläft“, sagte sie mit gedämpfter Stimme, auf die Frage des Herzogs erst nach einer kleinen Pause antwortend.

„Und weshalb sagen Sie: ich hatte vor — wollen Sie dem Bilde jetzt eine andere Bedeutung geben?“

„Das nicht ... aber ich wollte die Stunde abwarten, wo mir die Ehre würde, Ew. Hoheit zu sehen, um mein Bedenken gegen die ganze Arbeit, zu welcher ich ausersehen bin und die ich

nicht ausführen kann, auszusprechen. Ihr Hofbaudirector hat mich verführt, etwas zu unternehmen, wozu meine Kräfte nicht reichen. Es mag sein, daß meine schwachen Compositionen Ihnen gefallen; das aber reicht nicht hin. Nach Ihnen werden die Kunstrichter kommen, und diese werden mich verdammen, daß ich meine Kräfte überschätzte; es wird das Publikum kommen, und dieses wird Ew. Hoheit verdammen, daß Sie den schönen großen monumentalen Bau, den das Volk dem Herrscher errichtete, durch Anfängerarbeit und Pfuschereien entstellen lassen; es werden die Leute von Geschmack kommen und uns Beide tadeln. Die öffentlichen Blätter werden sich der Sache bemächtigen, sie werden meine Arbeit verspotten, und weil ich nicht die Bescheidenheit und Selbsterkenntniß hatte, mich einer zu großen Aufgabe zu entziehen, werden sie meinen Künstlerruf für ewige Zeiten mit dem Fluch des Lächerlichen behaften und vernichten. Ich bitte Ew. Hoheit, mich in Gnaden der angefangenen Arbeit zu entheben."

Der Herzog sah sie an mit dem offenbarsten Ausdruck der allerunangenehmsten Ueberraschung

und des Staunens; seine großen dunklen Augen ruhten auf ihr, wie auf einer Erscheinung, während seine Lippen sich bewegten, ohne daß sie ein Wort sprachen.

„Aber“ — rief er endlich aus... „welch’ entsetzliche Art Sie haben, Fräulein Rosas, einen unglücklichen Menschen, der sich Ihnen harmlos nähert, in der freudigen Hoffnung, gütigen Blicken von Ihnen zu begegnen, zu empfangen! Ich bin außer mir. Quelle mouche vous pique?“

„Ich habe nur das, was ich denke, was mir plötzlich offenbar wurde, ausgesprochen und ich muß bei dem Gesagten bleiben.“

„Liebes Fräulein“, antwortete der Herzog, sie an der Hand fassend und auf den nächsten Sessel ziehend, während er ein Tabouret herbeizog und sich ihr zur Seite setzte — „hören Sie mich, bitte, freundlich an. Ich halte Ihren plötzlichen Scrupel wider Ihre Begabung zu diesen Arbeiten für völlig ungegründet; ich, was mich angeht, bin entzückt von Ihren Entwürfen, mein oberster Kunstgelehrter, der Hofbaudirector, hat sie geprüft und für völlig geeignet gefunden, unseren Bau zu schmücken... und ich denke, es wäre

Anmaßung von Ihrer wie von meiner Seite, es besser wissen zu wollen als ein so gelehrter Mann! Nebenbei bin ich bereit, im Falle Ihre Bilder schlecht und unzulänglich werden sollten, ihm eine von den Strafen angedeihen zu lassen, welche Osmin in der Entführung aus dem Serail aufzählt, Sie haben dann nur zu wählen...."

„Meine Worte waren ernst gemeint, Hoheit."

„Nun wahrhaftig, die meinen sind es auch", fiel Herzog August ein, „sehr ernst, wenn ich Ihnen versichere, ich entlasse Sie nicht von dieser Arbeit, die Sie für mich unternommen haben. Was geht es die Welt, was geht es das Volk an, wer meinen Palast ausmalt, womit ich ihn schmücke... ist er nicht mein... ist Jemand sonst in der Welt, der ein Recht darauf hat? Was ist ein Souverain von heute anders noch als ein Titelträger, eine Sinecurist, ein Mann, der sich den Luxus erlauben kann, sich seine eigenen Ideen über die Landesangelegenheiten zu machen, vorausgesetzt, daß er diese Ideen für sich behält, um nicht das Mißfallen seiner Kammer und die Strafreden seines Ministeriums auf sich zu ziehen... nun, zum Henker, ich meine, einem solchen Mann

wird doch noch das Vergnügen gewährt sein, seine Zimmer ausmalen zu lassen, wie es ihm gefällt!"

„Nein!" antwortete Antonie ziemlich scharf, und während sie antwortete, fuhr ihr durch den Sinn, wie in dem Wesen des jungen Mannes vor ihr etwas eigenthümlich zu dem Verlangen Reizendes, ihm die Wahrheit zu sagen und sich sehr wenig um die Etikette dabei zu kümmern, liege ... sie zürnte ihm in diesem Augenblick deshalb doppelt und ihre Worte wurden doppelt scharf. „Nein", sagte sie, „ein Souverain darf das nicht. Er darf die Arbeit, die dem Verdienst, dem wahren Talent gebührt, nicht dem halben Talente zuwenden. Er darf nicht so reden, wie Sie eben redeten. Er, der der Höchste im Staate ist, hat auch die schwerste Bürde auf sich. Er darf sich dieser nicht entziehen, indem er sich zu seiner Entschuldigung vorredet, er sei ein Sinecurist, ein Merovinger, den die eigentliche oberste Staatsgewalt als ihren Strohmann aufstelle — das sind Ausreden, welche seine Passivität und seine Unentschlossenheit erfindet, wenn ihm Gewissensbisse kommen, daß er ein solcher Roi fainéant ist ... und darum, Hoheit ... lassen Sie mich

gehen und diese Bilder durch einen bewährten Meister ausführen!"

„Nimmermehr! Fräulein Rosas", sagte der Herzog; „sagen Sie mir Schmeicheleien wie die Andern und ich will Sie gehen lassen. Wenn Sie aber so fortfahren, mir die Wahrheit zu sagen, so werde ich Alles aufbieten, Sie zu halten."

„Ist das Ihr Ernst?" fragte Antonie. „Wären Sie wirklich ein Fürst, der die Wahrheit vertragen kann?"

„Zum Teufel! nein. Sie mißverstehen mich gründlich. Die Wahrheit vertragen? Wer kann das? Die anderen Menschen, denk' ich, just so wenig wie die Fürsten. Ich aber, ich kann vertragen, was Sie, Sie, Antonie, mir sagen. Und wär' es noch so bitter! Wahrheit wie Täuschung — es ist mir Alles Eins. Wenn es nur aus Ihrem Munde kommt. Wenn Sie sich überhaupt nur herablassen, mit mir zu reden!"

Antonie sah ihn erschrocken bei diesem leidenschaftlichen Ausbruche an. Sie fand keine Antwort darauf.

„Sie haben mir eben eine Rede über meine Pflichten gehalten", fuhr der Herzog lächelnd fort.

„Bin ich zu anmaßend, wenn ich darauf antworte mit einer Rede über Ihre Pflichten?"

„Meine Pflichten? Und was wären sie?"

„Ich denke, Sie sind Ihnen ziemlich klar vorgezeichnet. Sie sehen, ich verlange nichts mehr, als mich Ihrem Einflusse zu unterwerfen, von Ihnen zu lernen, Rath zu erbitten, meine Schritte lenken zu lassen. Ist es nicht Ihre Pflicht, diesen Rath zu geben und diesen Einfluß zu üben? Sprechen wir vollständig offen mit einander. Ich bin sehr jung, sehr unerfahren. Ich habe nie eine Leidenschaft gehegt. Ich habe keine Erfahrung darin, ob ich eine Natur bin, die nur flüchtiger Neigungen fähig ist oder die nur einmal mit ganzer Stärke, Innigkeit und Hingabe liebt. Ich meine, daß das letztere der Fall ist, aber ich kann das nicht beschwören. Deshalb bin ich ehrlich genug, Ihnen nicht zu Füßen zu fallen, Ihnen nicht Gelübde auszuströmen, Ihnen nicht die leidenschaftliche Sprache eines Mannes zu halten, der nichts will, als für den Augenblick gewinnen. Nein, ich bin ehrlicher. Ich sage Ihnen offen, ich liebe Sie. Das, was ich für Sie empfinde, diese Unruhe und Rastlosigkeit, dies ewige Denken

an Sie, dieses Streben zu Ihnen, dies Gefühl von Gebundensein an Sie, an Ihr Leben, Ihr Dasein — es kann nichts anderes sein als Liebe. Und doch fordere und verlange ich von Ihnen keine Gegenliebe. Ich verlange nur Ihre Freundschaft, nur Ihre Güte, Ihren Beistand, Ihr treues zu mir Halten, wie zu einem Manne, der Ihrer Theilnahme würdig ist... verlassen Sie mich nur nicht, dann ist Alles gut. Was ich Ihnen schwöre, ist, daß ich nie vergessen werde, was uns trennt. Ich könnte meine Krone fortschleudern und dagegen Ihre Liebe fordern. Aber ich habe nicht den Muth dazu. Vielleicht ist das ein Beweis, daß ich Ihrer Liebe nicht würdig bin. Möglich. Jedenfalls fordere ich sie nicht. Seien Sie darüber ganz ruhig. Ich schwöre Ihnen bei meinem Fürstenwort, daß Sie es sein können!"

Antonie sah ihn während Alles dessen mit einem Blick voll Furcht und Schrecken an, als ob sie im nächsten Augenblick aufspringen und auf und davon gehen könne. Aber sie faßte sich, sie warf stolz das Haupt in den Nacken und sagte:

„Und unserem Verkehre hier soll die Komödie dieser Malerei zur Maske dienen?“

„Komödie ... wie Sie so reden mögen!“ fiel der Herzog ein ... „Ihre Entwürfe sind gut, sind schön, sie übertreffen nach meinem Geschmack Alles, was ich von Behandlungen derselben Stoffe gesehen habe, und sie nun so auszuführen, daß keine Komödie, sondern ein edles und ernstes Kunstwerk daraus entsteht ... das, mein' ich, ist doch nur Ihre Sache!“

„Und Sie fühlen nichts von dem furchtbaren Gefühl der Demüthigung, welches mich dabei erfüllen muß?“

„Nein ... denn beim Himmel, das Gefühl, welches mich für Sie erfüllt, ist etwas, das nicht demüthigen kann — es ist etwas so Hohes, Reines, Verklärendes, Edles, daß es jeden Gegenstand, dessen Apotheose es ist, nur ehren kann. Bei Gott, wäre ich ein armer Wildschütz, ein Tagelöhner, ein Müllerbursche, die Empfindungen, welche Sie mir einflößen, womit Sie meine ganze Seele erfüllen, könnten die am höchsten stehende Dame im Lande nur ehren!“

„Sie wissen gut zu reden, Herzog August!... aber die Reden, die Schwüre eines Mannes, eines Fürsten nun gar..."

„Sie sind zu klug, Fräulein Rosas", unterbrach sie der Herzog, „um diesen Satz zu Ende zu sprechen. Sie wissen zu gut, daß es die äußerste Ungerechtigkeit ist, solche allgemeine Verdammungsurtheile zu äußern. Ich protestire dagegen, daß Sie mich beurtheilen wie andere Männer... ich bin nicht wie die, auf welche Sie damit einen Stein werfen. Ich habe nie in meinem Leben ein Wort der Liebe zu einem weiblichen Wesen gesprochen und nie einen Schwur gebrochen!"

„Und wenn ich nun Ihren Willen erfüllte, wenn ich", fuhr Antonie fort, „diese Arbeit hier zu Ende führte, und dabei Ihre Egeria, eine malende Sibylle für Ihr Königreich Arelat würde, zu der Sie kämen, um sich Raths bei ihr zu erholen, um ihre Gedanken über Alles, was Sie beschäftigt, zu erforschen und danach zu handeln... was sollte daraus werden? Nehmen wir an, Ihr Volk steinigte mich nicht schon nach sechs Wochen als die böse Zauberin, welche Sie ver-

strickt hielte und beherrschte... was sollte daraus werden? Wohin sollte es führen?..."

„Darauf ist die Antwort leicht", sagte Herzog August. „Mein Volk wird Sie nicht steinigen. Mein Volk betrachtet mich als eine harmlose Figur, als einen hübschen vergoldeten Knauf auf der Spitze des ganzen Staatsgebäudes, der weiter nicht von großer Wesenheit ist... und wahrhaftig, es hat so unrecht nicht... ich habe mir, nebenbei gesagt, ein System der Philosophie der deutschen Geschichte gemacht, was mich darüber tröstet. Einst, wissen Sie, war ein starker Kaiser in Germanien, eine feste bindende Staatsgewalt. Wir Fürsten haben diesen Kaiser ohnmächtig gemacht und unter die Füße getreten. Für diesen Hochverrath an Kaiser und Reich werden wir heute gestraft — wir haben Volksvertreter, Kammern, Volksparteien, die aus uns so viel machen, wie wir aus unserm Herrn, dem Kaiser, gemacht haben und uns nun unter die Füße treten... nun sind wir ohnmächtig und es geschieht uns Recht! Also lassen wir das Volk und den Staat aus dem Spiele. Denken wir allein an uns. Und denken wir allein an die Gegenwart. Wir

sind beide jung, Antonie. Unser Beider Herzen sind frisch, sind empfänglich für ein reines und ungetrübtes Glück, für die Erregungen des Augenblicks, die Entzückungen der Stunde, ohne daß schmerzliche Erfahrungen einen Schatten aus der Vergangenheit darauf werfen — ohne daß Befürchtungen vor der Zukunft ihr Feuer dämpfen und das bittere Gefühl der Sorge hineinmischen könnten. Gott sei gedankt, wir haben noch nicht das, was man Lebensweisheit nennt, jenen üblen trübseligen Zusatz, der das Blut alter Leute stocken läßt, wenn es einmal stark und froh pulsiren will; noch nicht jene ängstliche Altklugheit, die uns die Gunst der Götter fürchten läßt, die uns, wenn der Lebensbecher sich schäumend unserem Munde naht, den Schaum darauf tückisch fortbläst und, wenn die Flamme unseres Gemüths auflohen will im schwärmerischen, trunkenen Gefühl des Glücks, bedachtsame Ueberlegung als Wasser hineingießt! Wir sind jung, und was kann man mehr von uns fordern, als Jugend! Das heißt das innere Gefühl des Glücks, den Schwung der Seele, und Begeisterung, wo das Schöne uns entgegentritt, und feurigen Willen, das Schöne zu

verehren, das Reich des Guten zu mehren. Darum fragen Sie nicht: was soll daraus werden — räumen Sie nicht Wolken der Sorge vor der Zukunft einen Platz ein auf Ihrer schönen Stirn, leben wir dem Augenblick und suchen wir das Glück der Jugend, das schönste, reinste, höchste Glück mit und durch einander!“

Der Herzog hatte bei dieser langen stürmisch vorgebrachten Rede sich Antonie genähert und ihre Hand ergriffen und zog sie an seine Lippen.

Antonie entzog ihm langsam die Hand wieder; sie schwieg, aber ihr Gesicht glühte.

Sie war in eine unbeschreibliche Aufregung durch diese stürmische Werbung versetzt. Es war ihr nicht mehr möglich, stolz und kalt sie abzuweisen. Es war eine so warme, grundgute und liebenswürdige Jünglingsnatur, die sich ihr offenbarte, daß es ganz unmöglich war, sich durch sie nicht gefesselt zu fühlen. Welche Gluth und Wärme lag in dieser Seele! Sie hätte nicht das Herz eines jungen Mädchens haben müssen, hätte diese Wärme sie nicht mit ergriffen, hätte sie ihr nicht die tiefste Sympathie eingeflößt mit dem jungen Mann, der so zu reden verstand. Aber auch

welche Lebensunerfahrenheit, welche Phantastik, welche schwärmerische Verkennung der Wirklichkeit mit ihren Gesetzen und harten unerbittlichen Anforderungen an die Einzelnen zeigte er! Was stand diesem jungen Manne noch alles bevor! Welche bittere Enttäuschungen, welche grausame Erfahrungen, welche schmerzliche Lehren! Wer so das Leben begann, konnte der anders enden als ein vom Leben um seine theuersten und heiligsten Schätze betrogener Mann, dem die Welt Gift und Wermuth in die einst so harmlose Seele gegossen; konnte er anders enden als im tiefsten Zerwürfniß mit sich und der Welt? Es war nicht möglich, oder alle Gesetze des Daseins hätten für ihn anders werden müssen! Die Zukunft dieses in Poesie und Licht und Glanz und Blüthenduft lebenden Dichterjünglings war furchtbar, wenn er in Schmerz und Verzweiflung einst erkannte, wie schwer der Irrthum sich rächt, wenn unser Lebensschiff bei der ersten Ausfahrt eine verkehrte Richtung einschlägt, und wenn wir mit den Mächten des Lebens das heitere Spiel eines Kindes beginnen, das mit Tigern spielen will und plötzlich ihre Klauen in seinem Fleische fühlt. Ignorantia

juris nocet heißt der Rechtsgrundsatz — wer die Gesetze des Lebens nicht kennt, dem wird keine Gnade geschenkt, auf seine Milderungsgründe wird nicht gehört, wer im besten Glauben wider sie sündigte, ist verurtheilt wie der Bösewicht.

Antonie fühlte sich gerührt, erschüttert, von einem tiefen Mitleiden mit dem jungen Mann ergriffen, den sie doch wieder so hoch stellen und bewundern mußte. Sie antwortete lange nicht, und während dessen blickte der Herzog ihr mit unendlich beredsamen flehenden Blicken ins Auge.

„Sie reden nicht!“ flüsterte er dann, tief Athem holend.

„Was kann ich auf dies Alles sagen! Mein Gott ... ich bin ... ich bin nicht stark genug, das zu sagen, was ich sagen sollte!“

„O, Sie bleiben also, Sie geben meiner Bitte nach. ...“

„Ich darf es nicht ... aber ich bin auch nicht stark genug, zu sagen: nein. Ich sehe, ich fühle, daß ich Ihnen eine Welt auf Alles das, was Sie mir gesagt haben, zu antworten hätte. Und ich habe nicht die Kraft, dies Alles, was ich Ihnen sagen möchte, zu unterdrücken ... ich meine,

ich sei es Ihnen schuldig, es Ihnen zu sagen, es sei schlecht und feig von mir, wenn ich nur an mich dächte, und im Egoismus der Sprödigkeit mich von Ihnen wendete!“

„O gewiß, gewiß, es wäre schlecht, es wäre grausam von Ihnen gehandelt. . . .“

„Darum“, fuhr Antonie beklommen fort, „will ich Ihre Theorie vom Augenblick, von dem Leben für die Stunde annehmen . . . verlangen Sie also nichts von mir, was einem Versprechen ähnlich sieht . . . lassen Sie es keine Zukunft für uns geben, höchstens ein Morgen . . . lassen Sie mich mir selbst jetzt, lassen Sie mich zur Fassung über dies Alles kommen . . . dafür verspreche ich Ihnen, morgen hierher zurückzukehren.“

„Ich bin's zufrieden“, antwortete der Herzog, „so zufrieden, daß ich Ihnen danke . . . aus ganzer Seele danke. . . .“

„O danken Sie nicht zu früh!“ versetzte Antonie schmerzlich lächelnd . . . „wenn Sie morgen in diesen Saal zurückkehren, werden Sie vielleicht eine Andere finden, als ich mich heute fühle — mit all' jener Entschlossenheit und Vernunft aus=

gerüstet, die mich in diesem Augenblick so kläglich verlassen hat!“

„Wie ich Sie finden mag, ich werde Sie gütig finden, ich werde immer Sie finden, das heißt, eine edle und große Seele.“

Er küßte noch einmal ihre Hand und dann ging er mit festen und raschen Schritten davon.

Sie blickte ihm regungslos, die Arme schlaff am Körper niederhängend, nach — still wie eine Bildsäule stehend. Wie lange so — sie wußte es nicht; doch mußte es eine geraume Zeit gewesen sein, denn plötzlich hörte sie unten im Schloßhofe den Hufschlag einer sich entfernenden Cavalcade und Trommelwirbel und Fanfaren . . . an der Schloßwache wurden die Honneurs gemacht, der Herzog hatte also Zeit gefunden, sich auf ein Pferd zu werfen und auszureiten.

Fünftes Kapitel.

Geständnisse.

Antonie saß am anderen Tage sinnend vor ihrer Arbeit, ohne sie zu fördern. Sie war zu unruhig, sie vermochte es nicht, sich ihrer Composition mit der intensiven Versunkenheit in dieselbe, womit sie sonst arbeitete, hinzugeben. Das, was ihr immer das erste gewesen, ihr Schaffen, war ihr jetzt das zweite, das letzte — die wunderbare Lebenssituation, in welche sie gerathen, hielt all' ihre Sinne, ihr Denken gefangen. Für den Herzog war ihr Gefühl ein eigenthümlich gemischtes ... reine Theilnahme, in die sich Zorn mischte, Zorn auf sich selbst, daß sie sich von ihm beeinflussen lasse, Zorn auf ihn, daß er solch ein Kind war, sie in eine Lebenslage ziehen zu wollen, aus der für sie beide nur Schmerz und Unglück erwachsen

konnte, während sie doch nicht Energie genug hatte, diesem Willen eines Kindes, wie sie ihn nannte, sich zu entziehen!

„Mein Gott“, sagte sie dann seufzend und ihre Kreide fortwerfend, um mit beiden Händen sich über die Stirn zu fahren und ihren Scheitel zu glätten — „was gebietet mir denn, ein Uebermaß von Weisheit und spröder Tugend zu sein. . . . Das Schicksal hat mich geführt wie es gewollt hat, es hat mich nie zu Rathe gezogen, ich habe die Pfade gehen müssen, die mir gezeigt worden sind, bis an diese Stelle. Bin ich verantwortlich für das Schicksal? Und kann etwas mehr Klugheit, etwas mehr harte Entschlossenheit viel daran ändern? . . .“

Der Herzog trat ein. Er trug einen wundervollen Blumenstrauß, den er ihr überreichte.

Sie legte die Blumen mit einem kalten Blicke darauf bei Seite.

„Sie mißachten mein Geschenk . . . und doch ist es das einzige, was ich Ihnen bieten darf. Ein Fürst ist sehr arm, wenn er einer Freundin ein Geschenk bieten will. Der arme Mensch kann ein Geschenk bieten; er hat es mit einem Opfer

oder einer Mühe erkauft; aber ein Fürst, der Alles hat, kann nichts geben, das er mit einem Opfer sich hätte verschaffen müssen!"

„Ich danke deshalb für Ihre Blumen", antwortete Antonie, „wenn Sie auch nicht ein Strauß von Edelweiß sind, das ein Senner mit Gefahr seines Lebens von den höchsten Alpen geholt hat; aber von nun an schenken Sie mir keine mehr."

„Und weshalb nicht?"

„Ich mag Blumen nicht in Ihren Händen sehen ... es erinnert mich daran, daß Sie selbst viel zu sehr eine Blume sind!"

„Das ist eine seltsame Rede", lachte der Herzog auf ... „wie kommen Sie dazu, mich so mit den Augen einer Sakontala zu sehen? Aber ich bin es zufrieden, mich in Indra's Blumenreich mit Ihnen zu flüchten, wenn ..."

„O nein, nein, nein", rief Antonie aus, „das ist durchaus nicht meine Sehnsucht. Indra's Blumenreich ist nicht für uns! Mein Verlangen ist viel eher, Sie hier in unserem blumenlosen Norden festzuhalten, wo der Mensch mit den harten Aufgaben des Lebens kämpfen, mit der

Arbeit ringen, unter dem Joch seiner Verantwortlichkeit seufzen muß. . . .“

„Sie wollen mich seufzen lehren“, fiel der Herzog lachend ein . . . „nun, beim Himmel, das haben Sie längst gethan.“

„Seufzen? Nicht doch . . . ich habe eine zu gute Meinung von Ihnen, um Ihnen das zu glauben!“

„Und weshalb glauben Sie es mir nicht?“

„Weil es Sie in meinen Augen herabsetzen würde. Ein Herrscher, der seufzt . . . welche Gestalt ist das!“

„Sehen Sie denn nicht, daß ich mein Herzogthum abthue, wenn ich bei Ihnen bin . . . daß ich meine Krone willig Ihnen zu Füßen lege . . . daß ich keinen anderen Ehrgeiz habe, als Ihr Freund, Ihr Bruder, Ihr lenksamer Schüler, wenn Sie wollen, zu sein?“

„Sie haben mir aber auch viel von Ihrem Glück dabei geredet. . . . Sie sehen, Sie dürfen also nicht von Seufzen reden.“

„Ich darf wenigstens so lange von Seufzen, von meiner Qual und Unruhe, von meiner Sehnsucht und Sorge reden, bis ich glücklich geworden

bin, glücklich durch Ihre Versicherung, daß Sie einschlagen in die Hand, die ich Ihnen biete, die ich hülfeflehend nach Ihnen ausstrecke, bis ich weiß, daß Sie als meine Schwester, Freundin, Herrin bleiben. . . .“

„Wissen Sie denn, was Sie an einer solchen Schwester und Herrin, wie Sie sich ausdrücken, haben würden? Sie könnte die Sache sehr ernst nehmen und sehr herrisch auftreten.“

„Verlange ich etwas Besseres?“

„Sie haben die Erfahrung nicht gemacht.“

„Eilen Sie, sie mich machen zu lassen.“

„Ich bin nicht abgeneigt. Ich bin heute gerade gekommen, Ihnen recht tüchtig die Wahrheit zu sagen. — Ihnen rund heraus zu erklären: Sie mißfallen mir.“

„Mein Gott, das beginnt arg . . . das beginnt mit dem Aergsten, was Sie mir sagen können. Und worin, wodurch mißfalle ich Ihnen?“

„Durch die Art und Weise, wie Sie immer von Ihrer Krone, von Ihrem Staat, von Ihrer Fürstenpflicht reden.“

„Kann es Ihnen mißfallen, daß ich so offen

meine Herzensmeinung ausspreche? Ist es nicht der höchste Beweis meines Vertrauens gegen Sie?"

„Nein — Sie haben dies Vertrauen auch gegen Andere, Sie sprechen auch gegen Andere aus, daß Sie kein Verständniß für die unendlich hohe Sendung haben, welche Ihnen geworden ist, und nicht Ernst des Charakters genug, um das Glück in der Erfüllung dieser Sendung zu suchen."

„Fahren Sie fort . . . ich will Ihnen antworten, wenn Sie zu Ende sind. . . Sie werden sehen, daß ich mich glänzend zu rechtfertigen weiß."

„Glänzend vielleicht, aber darum noch nicht mit Wahrheit. Einen Vater, der sich um seine Kinder nicht kümmert und sie hungern und dursten läßt, kann die glänzendste Lobrede, die er auf frohen Lebensgenuß, auf den Cultus des Schönen, auf die Philosophie Epikurs zu halten weiß, nicht rechtfertigen."

Herzog August lachte.

„Würde ich Ihnen besser gefallen", sagte er, „wenn ich junger Mensch mich als Vater des Vaterlandes, als Vater meiner Unterthanen, als die erleuchtete persönliche Vorsehung, die über dem Landeswohl mit unablässiger Sorge wacht, in die

Brust würfe? Wenn ich im „Wir von Gottes Gnaden“-Stil spräche und mich wie einen lorbeerbekränzten Halbgott nur en grand cortège, im vollen Staat von Moniteur-Redensarten hören und erblicken ließe? Mein liebes Fräulein, ich denke, Sie müssen das wenigstens an mir gelten lassen, daß ich aufrichtig und kein Schwindler bin. Für die Repräsentation bin ich nicht geschaffen, das heißt, ich bin kein Schauspieler. Hat mich das Leben, die Geburt, der Zufall hoch gestellt, so will ich wenigstens das davon haben, frei und kein Sclave zu sein. Ich will mich ausleben dürfen wie ich bin. Verschont mich mit dem Theaterplunder, dem rothen Schleppmantel und dem lächerlichen goldenen Hut, den kein vernünftiger Mensch als Kopfbedeckung brauchen kann, und gebt mir auch nicht einen goldenen Stock mit einem Diamantenkreuze darauf in die Hände . . . das ist ein unnützes Ding und eine leichte Reitpeitsche weit vorzuziehen . . . man kann sie brauchen! Sie selbst, würden Sie nicht herzlich lachen, wenn Sie mich so sähen? Es ist Alles Theaterschau und Decoration. . . . Die Herren Schauspieler, welche sich dazu hergeben, nehmen darum im

Grunde ihre Pflichten, ihre Mission, wie Sie sich ausdrücken, nicht ernster. Wissen Sie, was der einzige Unterschied zwischen ihnen und mir ist? Jene haben das Bedürfniß, sich beräuchern, schmeicheln, verehren, preisen, bejubeln und anbeten zu lassen ... ich habe das Bedürfniß, zu verehren, anzubeten, für das Edle zu schwärmen und für das Schöne mein Leben hinzugeben. Mit einem Wort, ich kann nun einmal kein Idol, kein Oelgötze, kein Dalai-Lama sein, ich bin keine incarnirte Weisheit, und ich fühle nun einmal in meinem gottgesalbten Haupte eine Fülle thörichter und muthwilliger Gedanken. Bin ich schlechter darum? gewiß nicht ... sagen Sie es selbst, bin ich schlechter darum?"

„Schlechter gewiß nicht, aber ..."

„Aber unzweckmäßiger eingerichtet, unbrauchbarer für meine Rolle ... das freilich kann ich nicht ändern! Aber was schadet's. Das Volk, das für seine Haupt- und Staatsactionen einen ehrwürdigen Mittelpunkt sehen will, kann mich ja absetzen, forttreiben, auf Pension setzen, wenn es nicht mit mir zufrieden ist ... mein Gott, man hat so viele Fürsten fortgejagt! Aber niemals —

und das dürfen Sie nicht außer Acht lassen — niemals die jungen lustigen Fürsten nach meiner Art, sondern nur alte Graubärte, Leute, die ihre „Mission“ mit dem äußersten Ernste auffaßten, die von ihrem Gottesgnadenthum auf das allertiefste überzeugt waren und sich Tag und Nacht plagten, das wahre Glück der Staaten und der Völker zu gründen. Die einzige Ausnahme bildet der faule Wenzel — aber der hatte den heiligen Nepomuk ins Wasser werfen lassen. Ich, was mich angeht, hüte mich, mit dieser Sorte anzubinden! Deshalb fürchte ich nichts. Man wird mich nicht fortjagen! Es ist eine längst bekannte alte Leidenschaft, welche alle Staaten sowohl wie Gesellschaften, Behörden, Akademien und gelehrten Körperschaften beseelt, immer etwas leidlich Unfähiges an der Spitze zu haben. Warum das ist, weiß ich nicht, aber es hat viel Beruhigendes für mich.“

Antonie lachte. Der Herzog hatte vollständig den düstern Ernst weggeplaudert, der auf ihrer Stirn lag — es war ihr unmöglich, sich dem vollen Eindruck der Liebenswürdigkeit zu entziehen,

den dieser König René, wenn er so mit ihr plauderte, in wahrhaft verführerischer Weise übte.

„Sie lachen ... das ist gut ... ich sehe, Sie werden es nicht zu arg machen, wenn ich Sie jetzt bitte, fortzufahren in der Vorlesung, welche Sie mir halten wollten!"

„Ich wollte Ihnen keine Vorlesung halten, das wäre sehr anmaßend von mir ... ich wollte Ihnen nur sagen, worin Sie mir mißfallen ... aber ich sehe, auch das wäre überflüssig, denn Sie sind unverbesserlich!"

„Unverbesserlich — worin?"

„In verkehrten und — darf ich das rechte Wort gebrauchen?"

„Sie dürfen mir gegenüber jedes Wort gebrauchen!"

„Nun denn — gründlich frivolen, leichtsinnigen, pflichtvergessenen Anschauungen. Wenn Ihre erlauchten Ahnen dies Geplauder ihres Enkels anhörten!"

„Meine erlauchten Ahnen!" lachte der Herzog laut auf ... „ich bitte Sie, ziehen Sie nicht die zu Ihrem Beistande herbei."

„Weshalb nicht?"

„Weil meine erlauchten, ehrwürdigen und hochseligen Ahnen eine Bande höchst jovialer, liederlicher, verschwenderischer oder auch erbarmungswürdig einfältiger Gesellen waren. Lernen Sie ihre Geschichte kennen und Sie werden ausrufen: welche Menschen! Wohl dem, der keine Ahnen hat! Man sollte jedem Fürstenkind verbieten, die Geschichte seines Hauses zu studiren; nun, man thut es ja auch, indem man ihm fables convenues für Geschichte giebt! Nein, nein, glauben Sie mir, Antonie, wir Menschen von heute sind mehr werth, sind gütiger, einsichtiger, menschlicher als die von ehemals! Meine Ahnen! Es sind nicht drei darunter, die ihrem Lande so unschädlich geblieben sind, wie bis heute ich! Aber wissen Sie, daß wir die Zeit verplaudern, ohne zum Wichtigsten zu kommen? Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen — etwas, was Sie betrifft!"

„Und was wäre das?"

„Sie sollen daraus einen Beweis meiner rückhaltlosen Ehrlichkeit gegen Sie entnehmen. . . . Sie sollen daraus sehen, wie ich eile, Alles mit Ihnen zu theilen, was mir auf dem Herzen liegt. Ich sagte mir, es ist Deine Pflicht, mit ihr

darüber zu reden! Denn man hat mir eine seltsame Geschichte über Sie mitgetheilt...."

„Ueber mich?"

„Ueber Sie, über Ihre Herkunft, Ihre Verhältnisse...."

Antonie sah ihn erschrocken und die Farbe wechselnd an.

„Und was kann man Ihnen darüber gesagt haben?"

„Daß Sie die einzige Tochter, das einzige Kind eines älteren Bruders des Fürsten Rosenstein seien."

„Das hat man Ihnen mitgetheilt?"

„Erschreckt Sie das?"

„Im höchsten Grade!"

„Würden Sie es mir nicht anvertraut haben?"

„Keinem Menschen in der Welt!"

„Das kränkt mich. Aber nun ich es einmal weiß, lassen Sie mich fortfahren. Danach sind Sie von Rechtswegen die Fürstin von Rosenstein, die Herrin des fürstlichen Erbes."

„Doch nicht wider meinen eigenen Willen."

„Wider Ihren Willen nicht; aber darum eben handelt es sich für mich, Ihren Willen zu erfahren, zu erforschen, ob ...“

„Wer hat Ihnen das Alles mitgetheilt, wer auf Erden kann es wissen?“

„Herr von Bongaß....“

„Bongaß? Er ist ein unzuverlässiger Mensch, ein Intriguant....“

„In der That? Man hat ihn mir zum Bibliothekar gegeben; oder vielmehr, er hat sich selbst dazu gemacht!“

„Hören Sie nicht auf ihn.“

„Ich will es nicht mehr; aber ich habe auf ihn gehört. Und Sie leugnen nicht, daß er in dem, was ich eben berührte, die Wahrheit gesprochen?“

„Ich leugne nicht, daß ich sehr erschrocken darüber bin.“

„Weshalb? Sie sehen ja, ich komme erst, Sie zu fragen: Was soll ich in der Sache thun? Soll ich die Gerichte beauftragen, eine Untersuchung anzustellen und Sie in Ihre Rechte einzusetzen? Man räth mir ab, es zu thun. Man sagt mir, eine Fürstin Rosenstein würde sich für

die Aufgabe bedanken, mein Schloß mit Frescen zu schmücken. Sie würde wenig Lust bezeigen, noch länger in dieser Märchenwelt, in Dornröschens Zauberpalast und in Rothkäppchens großmütterlicher Hütte mit ihren Gedanken zu leben ... sie würde als Fürstin in ihrem eigenen Palaste leben und in ihm den Prinzen erwarten wollen, der nicht ausbleiben würde, ihr träumendes Herz und ihre Gefühle aus dem Schlafe zu wecken. Man hat Recht ... ich würde mich selbst unglücklich machen, wenn ich thäte, was mein Eifer für Sie mir eingiebt. Aber wenn ich mich allein dadurch bestimmen ließe, so wäre das ein Egoismus, dessen sich meine Seele schämt. Wüßte ich, daß ich Ihr Glück begründen könnte, indem ich das meine opferte, ich würde keinen Augenblick anstehen ... ich würde meine Pflicht thun ... nur ein Wort von Ihnen, Antonie, und Sie sollen sehen, daß ich größer zu handeln weiß, als Sie vielleicht wähnen!"

„Um Gottes willen, thun Sie nichts, nichts von allen dem", rief Antonie aus. „Sie würden mich tief unglücklich machen. Diese ganze Angelegenheit ist zwischen mir und dem Fürsten Rosen-

stein aufs Beste geschlichtet. Sie ist abgemacht für immer; daran zu rühren, würde für mich nicht weniger verhängnißvoll werden, als für ihn!"

„Wohl denn, ich wollte ja nur Ihr eigenes Wort hören. Ich wollte in einer Sache, die Sie so nahe angeht, nichts entscheiden, ohne Ihren eigenen Willen zu kennen ... und ich denke, damit habe ich nur etwas gethan, was Sie mir durch gleiche Offenheit lohnen müssen. Erzählen Sie mir — erzählen Sie mir den ganzen Zusammenhang dieser Dinge, erzählen Sie mir von Ihrem früheren Leben — jedes Wort, das Sie mir darüber sagen, werde ich wie eine Gnade aufnehmen."

„Gewiß, gewiß, ich will Ihnen Alles erzählen, da ich sehe, daß ohnehin das Siegel bei einer Angelegenheit gebrochen ist, die besser ewig in Schweigen begraben geblieben wäre."

Antonie erzählte kurz und in flüchtigen Umrissen ihre Schicksale. Sie erwähnte dabei des Antheils, welchen Fürst Rosenstein daran gehabt, in einer für diesen nur ehrenhaften Weise.

Herzog August schwieg lange, nachdem sie ihren kurzen Bericht beendet.

„Sie sind bewunderungswürdig in Ihrer Uneigennützigkeit“, sagte er dann mit einem Blicke zu ihr aufschauend, in dem sich etwas wie eine tiefe Rührung ausdrückte . . . „Sie handelten wahrhaft groß und edel. . . .“

„Nennen Sie es nicht so“, versetzte Antonie, den Kopf schüttelnd . . . „ich würde solche Lobsprüche nur verdienen, wenn ich etwas gethan, was mir schwer geworden, was mir eine große Ueberwindung gekostet hätte. . . .“

„Nicht doch“, fiel der Herzog ein; „es mag sein, daß eine große und schöne Seele wie die Ihrige, wenn sich noch dazu die Künstlernatur gesellt, die im Gewähren und Geben ihr Glück findet, die keinen Egoismus kennt, so zu handeln vermag, ohne irgend die innere Anstrengung des sich Ueberwindens dabei zu bedürfen — ohne nur einen Augenblick zu schwanken . . . aber ist eine solche That darum weniger bewunderungswürdig, weil sie leicht und ohne Kampf geschah?“

„Ich denke, ein Sieg ohne Kampf ist nicht sehr rühmenswürdig.“

„Streiten wir darum nicht“, sagte der Herzog. „Sie müssen mir noch einige Punkte aufhellen;

der Fürst hat Ihnen also für den Verzicht all' Ihrer Rechte das Gut Mildenstein übertragen; und er wird, wenn Sie großjährig sind und den Verzicht rechtsgültig machen können, Sie als eine Prinzessin des Hauses anerkennen?"

„So ist es."

„Aber wie kommt es, daß mir dieses alles unbekannt bleiben konnte? Die Schenkung von Mildenstein müßte doch in irgend einen officiellen Act gebracht und meinen Gerichten angezeigt worden sein; diese Anzeige wäre dem Justizminister zu Handen gekommen und eine so wichtige Thatsache in seinem Ressort würde der Justizminister mir nicht verschwiegen haben ... wie ist das?"

„Darüber kann ich nicht Auskunft geben; ich weiß nichts von einem officiellen Act."

„Sie haben die Schenkung, den Besitz von Mildenstein nicht schriftlich?"

„Nein."

„Das ist seltsam."

„Weshalb?"

„Es scheint mir bedenklich für Sie. Mildenstein gehört also eigentlich noch dem Fürsten; er

hat Ihnen nur gesagt: Nehmen Sie es als Ihren Besitz, als Ihr eigen!"

„Was sollte er mehr thun?"

„Sie hätten Recht... unter andern Umständen? aber bei den Verhältnissen des Fürsten Rosenstein ..."

„Ist etwas besonderes bei diesen Verhältnissen?"

„Ich meine doch! Sie wissen das nicht?"

„Nichts weiß ich, als was ich eben erzählt habe."

„Der Fürst ist sehr verschuldet."

„Er braucht viel!"

„Mehr als er sollte ... und so ist er in eine bedenkliche Lage gerathen. Ich breche ein wenig das Dienst- und Amtsgeheimniß, wenn ich Ihnen Alles sage. Es ist ein Bankier hier, ein Herr von Hirschfeld, der mit dem Gedanken umgeht, die fürstlichen Besitzungen unter Sequester legen zu lassen."

„Das wäre schrecklich! Namentlich für Prinz Gebhard, der sich nächstens vermählen will!"

„Denken Sie weniger an Prinz Gebhard, als an sich."

„An mich? Mich wird man nicht seque-
striren!"

„Sie nicht, aber Mildenstein."

„Mildenstein, das mein ist?"

„Wie wollen Sie beweisen, daß es Ihnen gehört?"

„Nun, der Fürst wird ja nicht leugnen, daß er es mir überlassen hat. . . ."

„Auf sein Wort wird wenig ankommen. Die Gläubiger können die Behauptung, er habe es Ihnen geschenkt, eine Ausflucht, einen Vorwand nennen, berechnet, das Gut ihnen zu entziehen. . . ."

„In der That?"

„Zweifeln Sie nicht daran."

„Aber mein Gott, was soll ich dagegen machen?"

„Darüber lassen Sie mich nachsinnen. Ich will mit Ihrem Oheim offen reden."

„Damit er erfährt, daß ich so treulos gewesen und Ihnen Alles mitgetheilt habe? O nimmermehr!"

„Sie wollen Ihren nächsten Verwandten nicht ahnen lassen, daß der Herzog Ihr Freund, Ihr Vertrauter ist . . . das demüthigt mich!"

„Sie? . . . wie tief müßte es mich demüthigen, wenn die Welt davon erführe!“

„Nun, seien Sie ruhig . . . so will ich schweigen und die Welt soll nichts davon erfahren. Aber eines müssen Sie mir gestatten, Antonie; ich muß das Recht haben, für Sie zu sorgen, Ihre Interessen in meinen Schutz zu nehmen; dies Recht dürfen Sie mir nicht rauben — was wäre meine Freundschaft werth, wenn ich zugäbe, daß Sie eines schönen Morgens erwachten, so arm wie Sie waren, als Sie in Rom die Madonna von Foligno copirten.“

„Wäre das Unglück so groß?“

„Doch, doch — und lassen Sie mich dafür Sorge tragen, daß es nie eintritt!“

„Nein, nein, Sie sollen nichts, gar nichts thun!“

„Wohl denn, so will ich auch darin den Roi Faineant spielen; aber ich fordere ein Versprechen von Ihnen.“

„Welches?“

„Sie sollen sich ein anderes, schöneres, größeres Gut von mir schenken lassen. O mein Gott, welche Freude würde es für mich sein, wenn ich

es dürfte! Ich habe eine Herrschaft von mäßiger Ausdehnung in unseren Bergen. Nehmen Sie sie von mir an . . . ich werde Ihnen dort eine reizende kleine Burg bauen lassen — ein Feenschloß, eine Schöpfung wie aus der Phantasie eines Dichters geboren, wie einen Gesang aus dem Parzival . . . hätte man den Ausdruck: versteinerte Musik noch nicht erfunden, man würde ihn finden beim Anblick dieses reizenden Gebäudes, das ich in seiner ganzen verlockenden Schönheit schon vor meinen Augen stehen sehe, mit seinen schlanken Thürmchen und Erkern, seinen Giebeln und Balkonen! O, und wie würde ich das Innere Ihnen schmücken . . . zusammen würden wir es schmücken, Pläne machen, Kunstarbeiten entwerfen und ausführen lassen, wir würden Beide unsere Phantasie in Thätigkeit setzen und die eine würde sich an der andern bereichern . . . welche Freude würde es sein . . . sagen Sie ja, Antonie, o sagen Sie ja, und ich lasse sofort die ersten Schritte thun."

Der Herzog sprach dies in immer größerer Erregung, seine Wange hatte sich geröthet, sein Auge blitzte, er hatte die Freude eines Kindes bei

seinem Plane, die Wonne eines Mannes, der die Geliebte eben mit allem Theuersten schmückt, was er besitzt.

Antonie sah ihn mit großer Betroffenheit bei seiner Rede an, sie entzog ihm die Hand, die er ergriff und stürmisch an seine Lippen zog; sie antwortete dann mit einer vor Bewegung zitternden Stimme:

„Und das ... das Alles ist Ihr Ernst, Herzog August?"

„Daran zweifeln Sie? Weshalb soll es nicht mein Ernst sein?"

Sie schüttelte leise das Haupt, dann legte sie mit einem tiefen Seufzer die Hände gefaltet in den Schooß und blickte zu Boden.

„Was geht in Ihrer Seele vor?" fragte er, als sie nicht fortfuhr; „bedarf es bei Ihnen so sehr des Nachsinnens, bis Sie den Entschluß über sich gewinnen, mich durch ein Wort glücklich zu machen? O, reden Sie ... ich kann Ihnen nicht sagen, wie verhaßt mir diese stummen Pausen sind, wie sehr sie mich auf die Folter spannen ... o, reden Sie, reden Sie, sagen Sie Ja zu dem Allen, Antonie!"

„Mein Gott, wie ist es möglich, daß Sie das glauben, das hoffen können?“

„Und weshalb soll ich es nicht hoffen?“

Sie schüttelte abermals den Kopf. Es war ein peinigendes, furchtbar schmerzliches Gefühl in ihr. Ein innerer Zwiespalt, wie sie ihn nie empfunden. Wohin war sie gekommen in diesen wenigen Stunden, wo sie den Worten des jungen Mannes gelauscht hatte! Welcher Vorschlag wurde ihr gemacht! Ein Wort nur brauchte noch von ihren Lippen zu fallen und ... sie war in aller Menschen Augen, vor aller Welt, vor ganz Europa, vor der Zukunft bis in alle Ewigkeit die erklärte „Freundin“, die Geliebte, die Maitresse des Herzogs!

Sie sah sich an einem Abgrunde, sie sah sich hinabgleiten, langsam, unmerklich, aber sicher, in diese dunkle Tiefe vor ihr! Wollte sie gerettet sein, so gab es nur ein Mittel ... sie mußte fliehen.

Und doch dachte sie nicht daran, zu fliehen. Und doch wäre sie sich verächtlich vorgekommen, albern, stupide, hätte sie der Begeisterung, der liebenswürdigen und schwungvollen Jünglingsseele dieses Herzogs, dieser unverdorbenen reinen Natur

gegenüber das Wort ausgesprochen: Ich denke nur an mich, an meinen Ruf, ich will nichts mehr mit Dir zu schaffen haben, ich verlasse Dich, ich gehe!

Aber durfte sie denn bleiben? durfte sie in dieser reinen Seele sich eine verderbliche Leidenschaft entwickeln lassen — eine Gluth nähren, die ihn und sie endlich in das tragischeste Wirrniß, in einen unberechenbaren Conflict stürzen konnte...?

Nein, nein, sie mußte durch einen energischen Schritt dieser schrecklichen Zukunft zuvorkommen... jetzt, wo es noch Zeit war....

Und dabei war doch ein Gefühl in ihr, als ob sie ein Verbrechen begehe, wenn sie ihn verlasse. Es war ihr, als ob sie wie ein guter Geist für ihn sein müsse, als ob eine Schicksalshand sie fessele an seine Seite, als ob es eine Feigheit sei, sich einer Aufgabe zu entziehen, die zugleich soviel Verlockendes und Blendendes hatte, wie sie verhängnißvoll war.

Was war zu thun?

„Ich bitte Sie, Antonie, so reden Sie doch“, sagte Herzog August, ihre bekümmerten Blicke beobachtend . . . „ich denke ja sonst, Sie zürnen mir und ich habe es doch so gut, so gut gemeint!“

„Sie haben es gut gemeint und ich zürne Ihnen nicht. Aber Sie haben mir etwas gesagt, was ich nicht anhören durfte.“

„Und weshalb nicht?“ fragte er sanft und fürbittend.

„Das eigene Nachdenken muß es Ihnen sagen. Es muß Ihnen sagen, weshalb ich nicht solche Vorschläge von Ihnen anhören darf! Sie dürfen mir nie, niemals Geschenke machen wollen. Und da der Augenblick mir dazu gekommen scheint, lassen Sie uns ganz offen gegen einander sein. Sie haben mich um meine Freundschaft und meine Theilnahme, meine warme schwesterliche Theilnahme gebeten. Sie haben sie im vollsten Maße — in dem reinsten Maße, worin eine Schwester an ihrem Bruder hängen kann. Aber ich verlasse Sie, ich betrete nie mehr diesen Raum, wenn Sie mir nicht schwören, daß Sie jede Hoffnung aufgeben, mir je mehr zu werden als ein Bruder.“

„Das soll ich beschwören . . . wie könnt' ich das?“

„Sie müssen es . . . ich fordere es gebieterisch von Ihnen.“

„Ich kann es nicht . . . so lange Ihr Herz frei ist, werde ich auch von dem stillen seligen Traum nicht lassen.“

„So lange mein Herz frei ist?“

„So lange werde ich hoffen, daß die Zukunft eine Stunde bringt, worin es mir gelingen wird, es zu rühren.“

„Nein, niemals . . . und wenn es von Ihrem Glauben an die Freiheit meines Herzens abhängt. . . .“

„Dann . . . o, sprechen Sie aus!“

„Dann will ich Ihnen lieber gleich gestehen, daß es nicht mehr frei ist.“

Der Herzog wurde leichenblaß bei diesen Worten.

„Sie täuschen mich“, sagte er mit zitternder Lippe.

„Es ist so!“

„Ich glaube nicht daran! Gewiß, Sie haben begeisterte Bewunderer, leidenschaftliche Verehrer gefunden — aber Ihr Blick, Ihr ganzes Sein sagt mir: Ihr Herz ist ungerührt geblieben, es ist frei!“

„Und wenn ich Ihnen nun das Gegentheil versichere! Haben Sie Victor Hugo's Hernani nicht gelesen?"

„Was soll Victor Hugo's Hernani? Mich daran erinnern, daß eine stolze Donna Sol den König verschmähen kann, um einen Banditen zu lieben?"

„Ja!"

„Gerade dies Citat beweist mir, daß Sie mich täuschen. Sie sind nicht so hochfährtig, wie Donna Sol. Und ich werde Ihnen nicht glauben, es sei denn, Sie nennten mir den ... Banditen!"

„Es ist kein Bandit", antwortete sie schmerzlich lächelnd.

„Desto eher können Sie ihn mir nennen."

„Das werde ich nie thun!"

„Weshalb nicht?"

„Der Fürsten Arme sind lang, sagt das Sprichwort."

„Sie fürchten von meiner Eifersucht für ihn?"

„Vielleicht!"

„So schwöre ich Ihnen, daß das Haupt des Mannes, den Sie lieben, mir so theuer sein soll, wie das eigene."

„Das ist edel und groß von Ihnen ... das ist Ihrer würdig!“

„So sprechen Sie denn!“

„Was?“

„Sein Name....“

„Wozu bedarf es dessen?“

„Weil ich Ihnen nicht eher glauben werde, bis Sie mir den Mann, den Sie lieben, zeigen, mindestens seinen Namen nennen.“

„Ist es nicht genug, daß ich Ihnen sage, ich liebe ihn und werde dieser Neigung ewig treu bleiben?“

„Nein, nein, und abermals nein — so lange Sie mir seinen Namen nicht nennen, werde ich überzeugt sein, daß Alles, was Sie sagen, nur ein Vorwand ist, daß Sie nur eine Mauer aufbauen wollen zwischen Ihnen und mir....“

„O mein Gott“, sagte sich Antonie im Stillen ... „ist denn keine andere Hülfe gelassen, als daß ich wirklich den Namen irgend eines Mannes nenne, und die Lüge ausspreche, ich liebte ihn....“

„Sie gestehen es ein“, rief Herzog August lebhaft, mit wiederkehrendem Muth.

„Ich gestehe nichts ein!“

„So nennen Sie den Namen des Mannes, der würdig wäre, Ihr Herz zu besitzen?“

„Der Mann, der würdig wäre“, flüsterte Antonie leise vor sich hin ... „den kann ich ja nennen . . . ich zweifle an seinem Werthe, seiner Redlichkeit nicht. . . .“

Und laut setzte sie hinzu:

„Der Mann heißt Victor von Gellenberg.“

„Victor von Gellenberg ... ah ...“ rief Herzog August leise und wieder die Farbe wechselnd aus . . . „Victor von Gellenberg . . . ich erinnere mich nicht, den Namen je gehört zu haben . . . und wo und was ist dieser Mann?“

„Er steht im Dienst des Fürsten von Rosenstein.“

„Er ist Ihr Verlobter?“

„Nicht das . . . fragen Sie nicht weiter, ich sagte Alles, was ich sagen durfte; und auch das nur im festesten Vertrauen auf Ihr unverbrüchliches Schweigen. . . . Sie müssen mir mit Ihrem Fürstenwort geloben. . . .“

Der Herzog kreuzte sehr niedergeschlagen die Arme auf der Brust.

„Wissen Sie, wie mir zu Muthe ist?“ unterbrach er sie ... „wie Jemand, der lange, schmerzliche Jahre des Sehnens hindurch die blaue Wunderblume des Glückes suchte, der sie endlich, endlich in der Ferne selig leuchten sieht . . . und jetzt, jetzt, wo er ihr naht, streckt sich eine neidische Hand vor ihm aus und bricht die Blume ab und verschwindet damit!“

„Der Schmerz, der sogleich einen poetischen Vergleich findet, ist nicht tief“, antwortete Antonie lächelnd. „Ist die Blüthe für Sie abgebrochen, so müssen Sie sich eben nur mit der Pflanze und ihren Blättern begnügen. Das ist Menschenloos. Wir haben manche Pflanze zu pflegen, die uns nie eine Blüthe bringt.“

Der Herzog nickte.

„Sie haben Recht“, sagte er, sich fassend und zu einem schmerzlichen Lächeln zwingend . . . „es bleibt ja eine Wunderpflanze ... geben wir uns die Hand ... soyons amis, Cinna, bleiben wir gute Kameraden ... und Ihr Victor von Gellenberg braucht nicht eifersüchtig auf mich zu werden.“

„Schwerlich!“ sagte Antonie.

„Das lautet demüthigend, fast beleidigend für

mich", entgegnete Herzog August mit sanfter Stimme, durch die doch große Bitterkeit klang.

„So war es nicht gemeint. Ich meine nur, er wird nicht eifersüchtig werden, weil... nun weil er mich nicht wieder liebt."

„Er liebt Sie nicht?"

„Nein, er liebt mich nicht wieder."

„Unmöglich!"

„Und doch ist es so... ich mußte Ihnen das sagen, um Sie abzuhalten, irgend einen Schritt im mißverstandenen Edelmuth zu thun. Es wäre möglich, daß Sie den Entschluß faßten, etwas zu meinem und zu seinem Glücke thun zu wollen. Das dürfen Sie nie, niemals wollen . . . denn, wie gesagt, es wäre fruchtlos . . . er liebt mich nicht. Sie sehen jetzt auch, wie unbedingt, wie gebieterisch meine Ehre verlangt, daß das Wort, welches ich gegen Sie aussprach, ewig in Ihrer Brust begraben bleibt!"

Der Herzog sah sie lange stumm an.

„Wohl denn", sagte er endlich sich erhebend und wieder schmerzlich lächelnd — „so will ich meinen Edelmuth zügeln . . . ich danke Ihnen, daß Sie mich seiner fähig halten . . . ich danke

Ihnen und jetzt lassen Sie mich gehen ... ich muß mit mir allein sein!"

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen — er blickte ihr tief in die Augen . . . sie sah, daß die seinen feucht zu schimmern begannen ... dann wandte er sich rasch ab und ging.

Antonie seufzte tief aber erleichtert auf, als er verschwunden war.

Es war etwas in ihr, was sie antrieb, ihm nachzueilen, ihm nachzurufen: Sei getrost, es war ja Alles nur ein Vorwand, eine Lüge — aber sie überwand diese Regung mit fester Willenskraft und flüsterte leise:

„Gott verzeih' mir's; aber ich konnte nicht Anders! Es war das einzige Mittel, mich zu retten."

Sechstes Kapitel.

Eine platzende Bombe.

Fürst Rosenstein hatte sich unterdeß in der Residenz eingerichtet; er hatte ein Stockwerk in einem eleganten Hotel garni für sich gemiethet und es bezogen; Antonie hatte zwei freundliche Zimmer für sich in Besitz genommen und theilte, wenn sie nicht von ihren Arbeiten in Anspruch genommen war, das Leben des fürstlichen Kreises als ein dazu gehörendes Familienglied. Der fürstliche Kreis war bewegt, von Vergnügungen und von Besuchen in Anspruch genommen. Fürst Rosenstein zwar schien nicht immer sehr rosiger Laune. War es die Trennung von seinen Lebensgewohnheiten oder waren es besondere Sorgen, die ihn bedrückten, er zeigte eine umwölkte Stirn und eine noch größere Derbheit in seinen Aeußerungen als früher wohl, und gegen Antonie eine

kühle Höflichkeit, die etwas Gezwungenes hatte — schon die Ausschließlichkeit, womit er blos auf sie schien Rücksichten zu nehmen, hatte etwas Unbehagliches und Drückendes für Antonie; es gab ihr eine Stellung wie außerhalb des Kreises. Antonie hatte sich davon frei gemacht, an den Gesellschaften und Hoffesten, welche die fürstliche Familie besuchte, Theil zu nehmen; aber sie konnte sich den Gesellschaften nicht entziehen, die der Fürst in seinem Hause gab. Der Fürst hätte es nicht zugegeben... er behandelte sie dann mit vorzugsweiser Aufmerksamkeit und es war, als ob ihm daran gelegen sei, von seinem Benehmen gegen Fräulein Rosas die Welt zum Zeugen zu machen.

Bei diesen Gesellschaften waren regelmäßige Gäste der Zauberer Merlin und Herr von Bongaß. Bongaß hatte sich in gewinnendsten Formen dem Fürsten zu nähern gewußt und dieser schien ihn sich nicht zum Feinde machen zu wollen — er hatte ihn stets eingeladen. Merlin erschien auch sonst häufig, um Besuche zu machen, um Lectüre oder Musik zu bringen, um über das Theater-Repertoir für die nächste Woche zu berichten, um seinen Dienst für die mannigfachsten Gelegenheiten an-

zubieten... er hatte es bald dahin gebracht, daß er ein unentbehrlicher Hausfreund war.... Prinzessin Marie hätte es sicherlich mit eben so viel Verwunderung wie Ungnade aufgenommen, wenn er einen ganzen Tag lang ausgeblieben wäre. Louise Thal war nach acht Tagen zu ihrem Vater zurückgereist; der Fürst war oft abwesend in einem adeligen Casino, als dessen Mitglied er sich hatte aufnehmen lassen... Antonie lebte ihrer Arbeit... so kam es, daß Merlin Prinzessin Marie sehr oft allein fand, und guten Beobachteraugen, wie sie weder der Fürst noch Antonie besaßen, wäre es nicht entgangen, daß diese Zusammenkünfte eine gewisse Vertraulichkeit hervorgerufen hatten, die Merlin sich nach und nach sogar entwöhnte, sehr verhüllen zu wollen.

Merlin war weder schön noch jung, noch durch sein Wesen, seine Manieren gerade eine für ein junges Mädchen gefährliche Erscheinung. Und doch mußte er das Mittel gefunden haben, Marien zu gefallen. Und weshalb auch nicht; er war beredt, er war unterhaltend wie Marien nie ein Mann vorgekommen; er war berühmt — er war, was noch mehr, von der hingebendsten Aufmerk-

samkeit für sie — und endlich, er hatte keinen Nebenbuhler.

Mariens Persönlichkeit war wohl keine Schuld daran, daß sie den jungen Männern der Residenz nicht gefiel; vielleicht wurden diese abgeschreckt durch die auffällige Beflissenheit des mächtigen Günstlings um sie; vielleicht waren die Verhältnisse des Fürsten in einer Weise bekannt, daß sich die jungen Männer der Gesellschaft abgehalten fühlten, der Prinzessin den Hof zu machen... kurz, sie war ohne einen eigentlichen Verehrer... sie war umringt, sie war als Tänzerin begehrt... aber sie war ohne eigentliche Bewerber um ihre Gunst, ohne eine nachhaltige Eroberung.

Merlin verhinderte sie, dies schmerzlich zu empfinden.

Bongaß erschien seltener als Merlin in der Wohnung des Fürsten. Er schien sich darauf beschränken zu wollen, dem Fürsten selbst zu gefallen, sich in seine volle Gunst zu setzen... den jungen Mädchen gegenüber spielte er den Scheuen und Zurückhaltenden. Antonie zeigte er eine stille, wie sich bescheidende Aufmerksamkeit, er legte in sein Benehmen gegen sie etwas Gedrücktes, Be-

klommenes sogar ... seine Augen folgten ihren Bewegungen, er lauschte auf jedes ihrer Worte — aber mit dem Wesen eines Mannes, der sich mehr geduldet als in seinem Rechte fühlt, der, außerhalb des Lebens und Treibens der Andern stehend, einem Besonderen, das auf ihm lastet, innerlich hingegeben und davon absorbirt ist ... es war nicht anders möglich, als daß Antonie ihre gereizte Stimmung, ihren Groll gegen ihn nach und nach schwinden fühlte und zuweilen in eine unbefangene Unterhaltung mit ihm gerieth, nach welcher er jedesmal wie neubelebt schien.

Es verging selten ein Morgen, an welchem Antonie, wenn sie im Atelier in der Residenz arbeitete, nicht den Besuch des Herzogs erhielt.

In den ersten Tagen nach jenem Geständniß, dessen Zeuge wir waren, hatten die Unterredungen etwas Rückhaltiges, in ihrer früheren vollen Unbefangenheit Gestörtes von Seiten des Herzogs bekommen; er war wie ein launenhaftes Kind zuweilen, er sprach barocke und unverständige Dinge, wie im Wunsche, Antonie damit zu ärgern, ihr zu widersprechen. Da Antonie in ihrem Wesen sich völlig gleich blieb, änderte er auch das seine...

er sprach wie früher von den hundert Dingen, welche seine unruhige Einbildungskraft ihm zuführte ... er verliebte sich endlich in einen Plan, mit ihr zusammen Italien, Rom zu sehen ... sie sollte dort seine Führerin machen, ihr Kunsturtheil sollte ihn dort leiten, er wollte mit ihr schwärmen unter den Monumenten der ewigen Stadt.

„Das ist unmöglich!" sagte sie kurz.

„Es ist nichts unmöglich, was ein richtiger Wille sich vornimmt."

„Ein richtiger ... vielleicht!"

„Und wäre es nicht ein richtiger Wille, der uns den Entschluß eingäbe, zusammen den höchsten Genuß aufzusuchen ... vereint die Eindrücke höchster Schönheit zu empfinden, und unsere Seele im Gleichmaß sich erweitern zu lassen durch die Monumente der höchsten Bildung, die man nur an Einem Orte in der Welt antrifft, wie alle Menschen sagen, die Rom kennen?"

„Sie wissen recht gut, daß Ihr Plan unpraktisch ist, auch wenn ich dies nicht erst auseinander setze!"

„So überlegen Sie wenigstens mit mir, wie

er praktisch zu machen wäre; es werden sich doch Mittel und Auswege finden."

„Können Sie das im Ernst glauben?"

„Weshalb nicht? Hören Sie mich. Man drängt mich, mich zu verheirathen. Man hat auch schon eine Braut für mich in Petto — eine Dame aus einem sehr conservativ und pietistisch denkenden Familienkreise, der dadurch Einfluß über mich zu gewinnen hofft, und dann schon Mittel und Wege ausfindig machen wird, um zu verhindern, daß ich mit meiner gelinden Neigung zu allem, was nihilistisch und frivol ist, nicht über die Stränge schlage. Nun wohl, was auch Merlin gegen die Parthie sagen mag, ich werde Ihnen den Gefallen thun und die fromme liebliche Prinzessin heirathen. Sie mache ich dann zu ihrer Oberhofmeisterin und ... aber, freilich, das würden Sie nicht wollen, um eine solche Stellung einnehmen zu können, müßten Sie als Fürstin Rosenstein anerkannt sein...."

„Plaudern Sie so nicht weiter", sagte Antonie streng, „ich verliere allen Respekt vor Ihnen!"

„Sie haben Recht, verzeihen Sie mir... aber so lassen Sie uns einen andern Plan

schmieden ... lassen Sie mich Ihren Herrn von Gellenberg an meinen Hof berufen, ich ertheile ihm eine ehrenvolle Stellung, welche ihn in mein unmittelbares Gefolge versetzt ... Sie reichen ihm die Hand, Sie werden seine Gattin und in seiner Begleitung können wir reisen, wohin es uns beliebt."

Antonie sah ihn überrascht an.

„Ist das Ihr Ernst?"

„Völlig!"

„Vertraute ich mich Ihnen an, damit Sie einen so frivolen Plan darauf bauen?"

„Frivol ... was ist frivoles daran?"

„Ich verbiete Ihnen, an so etwas zu denken!"

„Verbieten Sie, ich gehorche nicht. Ich habe sehr viel an Ihren Herrn von Gellenberg gedacht... und wollen Sie wissen, was das Ergebniß meiner Gedanken ist?"

„Nun?"

„Sie lieben diesen Gellenberg gar nicht!"

„Und weshalb glauben Sie das?" fragte Antonie erschrocken.

„Ich habe viele Gründe — den schlagendsten geben Sie mir jetzt eben."

„Ich bin neugierig darauf!“

„Würden Sie sich, wenn Sie ihn liebten, nicht aus voller Seele freuen, daß ich Ihnen anbiete, sein Glück zu machen? Würden Sie so kalt sagen: denken Sie nicht daran! Ich kann ihm Titel, Orden, Reichthümer, Ehre und Glanz gewähren... und die Aussicht, diese dem Manne, den Sie zu lieben vorgeben, zu sichern, hat auch nicht das mindeste Verführerische für Sie! Lieben Sie ihn nun wohl?“

„Wenn ich nun glaube, daß Alles das, was Sie da nennen, einem Manne von seiner Gemüthsart kein Glück gewährt?“

„Männer solcher Gemüthsart sind selten.“

„Mag sein... doch giebt es deren!“

„Wohl denn, ich will es einräumen. Aber ich habe einen andern Grund, an Ihren Worten zu zweifeln. Und dieser Grund liegt in Ihrem Wesen, Ihrem Benehmen, Ihrem künstlerischen Schaffen!“

„Das ist eine überraschende Versicherung!“

„Aber eine richtige!“

„Erklären Sie es mir.“

„Ihr Wesen ist gleichmäßig, ruhig, heiter, Ihr

Benehmen das einer völlig ungetrübten und dem Augenblicke hingegebenen Seele. Es ist nichts von wechselnden Stimmungen, von Launen darin, nichts von Düsterkeit oder Schwermuth, nichts von Theilnahmlosigkeit für andere Dinge, welche eine Seele, die liebt, unglücklich liebt, charakterisiren."

„Und mein künstlerisches Schaffen?"

„Ist so wie Ihr Wesen ... heiter, graziös, anmuthend, fesselnd ... aber es hat nichts von dem Dämonischen, mächtig Bewegenden, welches uns aus dem Schaffen eines Geistes entgegenblickt, in dem eine unglückliche Leidenschaft waltet."

Antonie sah den Herzog mit verwunderten Blicken an.

Dieser lachte heiter auf.

„Die Ueberraschung, welche aus Ihren Augen blickt, hat nicht viel Schmeichelhaftes für mich!" rief er aus. „Sie sind zu Tode verwundert, so viel scharfblickende Psychologie in mir zu entdecken!"

„Ist sie wirklich ganz Ihr Eigenthum?"

„Wenn ich nun sagte, daß sie nicht allein mein Eigenthum, daß ein so gescheuter Mensch,

wie Merlin, ganz dieselbe Beobachtung gemacht, dieselbe Ueberzeugung gefaßt hat?"

„Sie reden von mir mit Merlin?"

„Er sieht Sie oft beim Fürsten Rosenstein, und er redet mir von Ihnen."

Antonie schwieg, das ganze Geplauder des Herzogs hatte ihr einen äußerst unangenehmen Eindruck gemacht. Ihr Verhältniß zu diesem war ihr dadurch wie entweiht worden... seine frivolen Vorschläge, der Gedanke, daß sie der Gegenstand von Erörterungen zwischen den beiden Männern sei, hatte etwas Demüthigendes; es zerstörte grausam die Illusionen in ihr.

„Sie sollten nicht diesem Merlin gestatten, Ihnen Dinge einzuflößen, die nicht wahr, nicht gut sind", sagte sie scharf nach einer Pause.

„Mißfällt Ihnen mein Freund?"

„Ja... in hohem Grade!"

„Weshalb?"

„Weil er sich nicht bescheidet, den Einfluß auf Sie zu üben, der ihm gestattet wäre, sondern weil er sich Ihrer in einer Weise bemächtigt hat, die mir verhängnißvoll scheint."

„Ach, wie oft ist mir das gesagt worden."

„Und weshalb hören Sie nicht darauf?“

„Weil man Unrecht hat. Merlin ist ein seltener Mensch. Er versteht mich und er liebt mich. Ist es nicht eine große Aufgabe, einen Fürsten zu lieben? Ich denke, Sie, die Sie so davor zurückbeben, müssen das anerkennen? Es gehört ein großes Herz dazu!“

„Das versteh' ich nicht; wenn ich auch einräume, daß viel Herz — das heißt Muth, dazu gehört.“

„Sie sagen das ironisch. Es gehört nicht viel Herz, sondern ein großes edles Herz dazu. Ein kleines bebt vor der Aufgabe zurück. Es fühlt voraus, daß es seinen kleinen Schwächen, Herrschsucht, Eifersucht da nicht nachgeben dürfte; daß es sich den großen Interessen, die eines Herrschers Leben bewegen, demüthig unterzuordnen hätte, und es ist eben zu klein, um in seine Liebe solche Entsagung zu bringen.“

„Möglich!“ sagte Antonie ruhig.

„Wenn Sie liebten“, fuhr Herzog August fort, „würden Sie das unbedingte Opfer des Selbstwillens, des eigenen Wesens von dem Mann, der

Ihnen gehörte, fordern? Sollte er nicht ein Gebieter, sondern Ihr Sklave sein?"

„O nein, gewiß nicht! Ein Gebieter sollte er sein ... aber nur der meine!"

„Verlangen Sie, daß ich die Krone Ihretwegen niederlege?"

„Würden Sie das thun? Sie sagten mir einmal, Sie hätten nicht den Muth!"

„Sagte ich das?"

„Vor wenigen Tagen!"

„Nun, einige Tage können viel ändern. Heute hätte ich den Muth!"

„Sagen Sie lieber die Schwachheit!"

„Ich glaube, es gehört Kraft dazu; aber ich würde sie haben, wenn Sie es verlangten, wenn Sie es lohnen würden, wenn mir Ihre Liebe statt der Krone ein höheres Glück verspräche...."

„Würde Merlin es Ihnen erlauben?" sagte Antonie achselzuckend.

„Wahrhaftig", fiel der Herzog lachend ein, „er würde einen großen Lärm schlagen; aber was thäte es... ich würde fest und unerschütterlich sein! Wir würden zusammen das Schloß bauen, die Zauberburg, von der ich Ihnen gesagt habe;

wir würden den Plan ein wenig erweitern; wir würden ein paar hübsche Zimmer für mich hinzufügen; Sie würden mich darin aufnehmen ... und was gebe ich dann für meine Krone!"

„Wir reden wie Kinder!" entgegnete Antonie verweisend, und dann versank sie in ein Schweigen, dem auch des Herzogs weiteres Geplauder sie nicht entriß.

Sie fühlte sich sehr niedergeschlagen. Es giebt Charaktere, in welchen das Gute, Edle, Klare so glänzend aus dem Verworrenen, Wunderlichen, Unvernünftigen, das den gediegenen Kern umhüllt, hervortritt, daß wir nicht anders denken können, als es müsse leicht werden, dies Verworrene zu klären, das Unvernünftige aufzuhellen, das Wunderliche auszurotten und das Edle und Klare zur alleinigen Herrschaft zu bringen.

Und so setzen wir unsere beste Kraft daran, erörtern, widerlegen, ermahnen und erschöpfen unsern Athem in Entwickelungen des Richtigen, wie unsere weise Logik sie uns eingiebt.

Bis wir enttäuscht schweigen. Bis wir matt die Hände in den Schooß legen. Bis wir einsehen, daß all' unser Mühen umsonst, daß sich

ein wirrer Knäuel wohl entwirren, aber ein wunderlich angelegtes Gehirn nicht anders machen läßt, als es ist. Bis wir uns gestehen: der Herzog von Grammont sagte mit Recht: „Als Gott des Menschen Hirn machte, übernahm er keine Gewähr dafür!“ Eine galoppirende Phantasie läßt sich nicht zügeln. Eine schiefgeborene Urtheilskraft nicht gerade biegen.

Es war etwas von diesem Gefühl der Enttäuschung in Antonie.

Und nicht das allein. Die Reden des Herzogs, die seinen Unglauben an das verriethen, worin sie einen so sichern Schutz gesucht, eine so sichere Grenzmarke für ihr Verhältniß zu ihm, hatten sie tief erschreckt.

War denn ein solches Verhältniß, wie sie es sich erträumt, gar nicht möglich ... nicht möglich bei einem so schwärmerischen Charakter einmal?

Lag es in der Menschennatur, in der Menscheneitelkeit, ein solch ruhiges, glückliches Verhältniß, eine wahre Freundschaft zerstören zu müssen durch den unwiderstehlichen Drang, die Unruhe des Kampfes, den Triumph der Leidenschaft hineinzubringen?“

Als der Herzog sie verlassen, begab sie sich heim. Sie fand es unmöglich, heute zu arbeiten.

Es war natürlich, daß sich wieder der Gedanke, sich Allem zu entziehen und aus Allem, was sie bedrängte, durch einen energischen Entschluß zu retten, bei ihr einstellte. Aber weshalb kam dieser Gedanke heute nicht mit der Stärke, wie er früher gekommen? War es schon zu spät — war ihr eigenes Herz umstrickt? ... Sie hatte keine Zeit darnach sich zu fragen, denn kaum war sie auf ihrem Zimmer angelangt, als Prinzeß Marie bei ihr eintrat.

Sie sah höchst aufgeregt aus, sie war sehr bleich und eine Thräne hing an ihren Wimpern.

„Mein Gott, was hast Du, was ist geschehen?“ fragte Antonie.

Marie warf sich an ihre Brust.

„O, Du mußt uns helfen, Antonie ... Du bist unsere einzige Hülfe!“

„Ich helfen? Wo kann ich helfen ... und wem?“

„Mir ... und Merlin ... der Vater ist außer sich wider ihn, er ist außer sich vor Wuth ...

sie sind beide in des Vaters Cabinet eingeschlossen... O, mein Gott, ich fürchte, der Vater thut ihm ein Leids an."

„Aber so erkläre mir doch..."

„Was soll ich Dir viel erklären... Merlin liebt mich... Du mußt das ja selbst wahrgenommen haben... er liebt mich wahrhaft und tief, ich darf es ihm glauben... und heute, vor wenig Augenblicken, als Merlin bei mir war, da..." Marie erröthete, als sie stockend weiter sprach: „da gewährte ich ihm eine Gunst..."

„Ach... Marie! das ist unglaublich!... Du warst so schwach?..."

„Weshalb unglaublich?... weshalb soll es eine Schande für mich sein, ihn wieder zu lieben? Deshalb, weil er, der durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit höher steht als hundert Barone und Grafen, blos sich selber verdankt, was er ist? Weil er aus einem andern Lande ist, weil man seine Abstammung, seine Familie nicht kennt? Was geht das mich an? Und wäre er der Sohn eines Kesselflickers, was ginge es mich an? Soll ich ihn verachten, weil die Kraft und das Verdienst, die ihm seine Stellung gaben,

sein eigen sind und nicht Anderer, die vor ihm waren?"

„Du hättest Recht, wenn nicht an dieser Stellung mehr Glück und Gunst als Kraft und Verdienst gearbeitet hätten!"

„Wer sagt Dir das? Das kann nur der Neid behaupten und das Vorurtheil nachsprechen!"

„Streiten wir nicht darüber ... erzähle mir weiter", antwortete Antonie auf diesen zornigen Ausbruch.

„Nun wohl, mein Vater trat unglücklicher Weise in das Zimmer — er sah, welche Vertraulichkeit sich Merlin erlaubte ... er stand wie vom Blitz gerührt ... sprachlos Anfangs ... dann sagte er mit höhnischem Tone:

„Die Herrschaften scheinen in der Probe zu einem Lustspiel begriffen, mit dem uns Prinzeß Marie wohl nächstens zu überraschen gedenkt ... ich denke mir jedoch, in Ihrer Rolle, Herr Merlin, folgen jetzt die Worte: er geht rasch ab und verschwindet!"

„Nicht doch!" antwortete Merlin meinem Vater darauf ruhig und sehr gefaßt. In unserem Drama beginnt nur eine neue Scene; nur Prin-

zessin Marie hat abzugehen, um uns allein zu lassen."

„Und Du gingest?"

„Ich ging auf den Wink, den er mir gab... hörte aber noch, wie mein Vater in eine Fluth heftiger Worte ausbrach."

„Er wird ihm die Wahrheit sagen, er wird ihm unmöglich machen, je zurückzukehren, und das wird das Beste sein!"

„Wie ist es nur möglich, daß Du so herzlos reden kannst, Antonie? Mein ganzes Herz blutet ja dabei!"

Antonie war gegen den Schmerz ihrer Freundin eigenthümlich unempfindlich. Sie war erschrocken — aber sie fühlte auch etwas wie Empörung gegen das, was sie als eine traurige Verirrung Mariens betrachtete.

„Du siehst doch, wie ich außer mir bin", fuhr Marie fort, „und wenn Du mir nicht hilfst..."

„Aber, um des Himmels Willen, wie kann Dir der Gedanke kommen, daß es in meiner Macht stände, irgend etwas in dieser Angelegenheit zu thun?"

„Du kannst Alles, Alles thun... wenn Du

nur willst, Antonie . . . wenn Du mich lieb hast, Antonie . . . o, Du wirst es gewiß thun!"

„Aber so sprich, Marie — was soll ich thun?"

„Mit dem Herzog sprechen . . . gleich . . . heute noch . . . ihm sagen, daß er mit meinem Vater für uns reden müsse . . . daß er Merlin eine Standeserhöhung, eine Ausstattung verleiht, und daß er dann meinen Vater bestimmt, seine Einwilligung . . ."

„Das Alles, glaubst Du, würde der Herzog thun? . . ."

„Ganz ohne Zweifel, wenn Du es ihm vorstellst und von ihm verlangst!"

„Welch' ein Gedanke! Wie wär' es möglich, daß ich so etwas vom Herzoge verlangte?"

„Würde er es Dir nicht auf der Stelle gewähren, würde er Dir nicht viel mehr gewähren?"

„Aber ich bitte Dich, wie kommst Du zu dieser Annahme?"

„Nun, mein Gott, ich meine, das ist doch kein Geheimniß mehr, wie Du mit dem Herzoge stehst!"

„Und wie steh' ich mit ihm?"

„Wie seine Freundin, seine Geliebte, die den unbeschränktesten Einfluß auf ihn hat. . . .“

„O, mein Gott!“ rief Antonie auffahrend aus . . . „hat Dir Merlin das gesagt?“

„Merlin? Nun ja, und Andere . . . wem ist das noch verborgen?“

Antonie wandte sich ab. Sie verbarg vor Marie ihr Antlitz, das sich mit Todesblässe bedeckte. Dahin also war es gekommen! Sie war vor der Welt die Geliebte des Herzogs! Sie hatte in den Augen der Menschen den unbeschränktesten Einfluß auf ihn! Vielleicht machte man sie bereits verantwortlich für Alles, was er that, Gutes und Thörichtes!

Die Last, welche sich auf ihr Herz legte, war schwer, als ob sie es zermalmen wolle!

Sie hatte es geahnt, dem Herzog gesagt, daß ein solches Verhältniß wie das, von dem sie sich hatte umspinnen lassen, nicht ohne die giftige Auslegung, die schmutzige Deutung der Welt bleiben werde. Und wie traf es sie jetzt doch furchtbar! Sie wußte nichts zu sagen . . . ihre Lippen bebten, aber sie brachten kein Wort des Protestes, der Rechtfertigung hervor . . . war es möglich,

daß sie sich herablassen konnte zu einer Rechtfertigung?

„Du sprichst nicht, Antonie, Du sagst kein Wort“, eiferte Marie weinend weiter ... „wie ist es Dir möglich, so hart und grausam gegen mich zu sein? ...“

„Hart und grausam? Bist Du es nicht etwa gegen mich?“

„Ich ... gegen Dich ... grausam?!“

Antonie brach plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Marie sah sie erst äußerst erstaunt an und warf sich dann mit verdoppeltem Schluchzen in die Arme der Freundin.

„Gott ist mein Zeuge, daß ich Dir nicht wehe thun wollte“, rief sie aus ... „aber Du warst ja meine einzige Zuflucht ... und weshalb sollte ich Dir nicht sagen, was ...“

„O, kein Wort, kein Wort weiter, Marie“, fiel Antonie ihr ins Wort, „ich habe keine Hülfe für Dich ... und ich sehe auch für Dich keine andere, als bei Deiner eigenen Vernunft!“ —

Die Unterredung, welche unterdessen zwei Zimmer weiter zwischen dem Fürsten und Merlin

stattgefunden, hatte in diesem Augenblicke ihr Ende genommen und zwar ein sehr stürmisches.

Als Marie gegangen war und die beiden Männer sich allein gegenüber standen, hatte der Fürst gesagt:

„Es kann nur einen Grund geben, der Sie wünschen läßt, der früheren Scene diese zweite unter uns folgen zu lassen... das Bewußtsein, daß Sie, ehe Sie gehen, mir eine Erklärung zu geben haben und eine Bitte auszusprechen, die um meine Verzeihung!“

Merlin hatte sich nach dieser Anrede ruhig leicht verbeugt, obwohl sein geröthetes Gesicht, seine zusammengezogenen Brauen seine innere Aufregung genugsam verriethen.

„In der That, mein Fürst“, sagte er langsam, mit gedämpfter Stimme... „ich möchte Ihnen eine Erklärung geben... ich fühle vollständig meine Verpflichtung dazu... ich liebe Ihre Tochter... ich darf nicht zweifeln, so glücklich zu sein, die Gegenneigung von Prinzessin Marie zu besitzen ... und ich bin deshalb kühn genug, Ihre Genehmigung des Schrittes zu hoffen, den ich thue, indem ich Sie bitte,

uns Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung zu gewähren! Ich bin mir vollkommen bewußt, daß dieser Schritt als eine lächerliche Verirrung des Ehrgeizes eines niedriggebornen Mannes gedeutet werden kann... ich bin in Ihren Augen niedriggeboren... mein Vater war ein dunkler Ehrenmann, ein Beamter einer untergeordneten Behörde... das „von“ vor unserem Namen hat sich erst mein Großvater im Militairdienst erworben.... Ich habe auch nicht im Entferntesten vor, Sie mit Phrasen im Style Jean Jacques Rousseau's zu langweilen, Ihnen die Nichtigkeit aller Standesunterschiede auseinanderzusetzen und von den Eigenschaften zu reden, die wirklich adeln und hochstellen. Es würde das sehr überflüssig sein; Sie würden mich nicht verstehen, Sie würden mich nur sehr anmaßend finden. Aber ich darf Ihnen vorstellen, daß es nun einmal unmöglich ist, zu ändern, was geschehen; Sie werden das Herz Ihrer Tochter nicht umwandeln können; und wenn Sie jetzt in der ersten Empörung über meine Werbung nur den anmaßenden Emporkömmling, der einen ganz unbegreiflichen Ehrgeiz mit noch unbegreiflicherer Offenheit gesteht, erblicken,

so hoffe ich, wird bald auch ein Augenblick kommen, worin Sie scharf und verständig Ihre eigenen Verhältnisse anblicken und sich fragen, ob Sie wohl thun, Ihre Tochter und — mich unglücklich zu machen!“

Der Fürst hatte ihn mit vor Verwunderung starren Blicken angesehen und dieser Ausdruck der Verwunderung war so vorherrschend in seinen entflammten Zügen, daß Merlin zweifelte, ob er seinen Worten gefolgt war und sie verstanden hatte.

„Sie werden“, fuhr er deshalb fort, „sich selber sagen, was sich zu Ihrer Versöhnung mit der Verbindung, welche wir wünschen, sagen läßt. Sie werden sich besinnen, daß es eine Welt, eine Welt der Bildung und der geistigen Aristokratie giebt, worin ein Dichter von Ruf und Namen eine andere Stellung einnimmt, als in den Augen der stupiden Menge; daß ähnliche Verbindungen nicht ganz unerhört sind . . . und endlich, daß ich nicht so offen in diesem Augenblicke bei Fürst Leopold von Rosenstein um die Hand seiner durchlauchtigen Tochter werben würde, wenn ich nicht die Aussicht hätte, sie zu gewinnen. . . .“

Der Fürst fuhr jetzt wie aus einer Erstarrung auf. Er stieß ein gezwungenes Lachen hervor.

„Sie ... wirklich ... Sie hätten die Aussicht, sie zu gewinnen?“ rief er mit dem Tone des bittersten Spottes und der Verachtung aus.

„In der That war es das, was ich mir anzudeuten die Freiheit nahm. Ich hatte eben schon die Ehre, zu bemerken, daß Ihnen die Ueberzeugung kommen werde, es sei nicht wohlgethan von Ihnen — mich unglücklich zu machen!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich muß das Ihrer eigenen Ueberlegung anheim geben.“

„Soll ... soll das etwa eine Drohung sein?“

„Mein Fürst“, antwortete Merlin mit einem überlegenen Lächeln, „Sie stehen so zornig, so drohend vor mir, daß ich glauben würde, entschuldigt zu sein, wenn ich mir herausgenommen hätte, zu meiner Selbstvertheidigung zu etwas zu greifen, was wie eine Drohung lauten könnte!“

„Sprechen Sie offen heraus ... zum Teufel mit diesen Wendungen und Windungen! wollen

Sie mir etwa drohen? Es soll nicht wohlgethan sein, daß ich Sie unglücklich mache? Und weshalb soll es nicht wohlgethan sein? Was verschlägt es mir, ob Sie glücklich oder unglücklich — ob Sie im Himmel oder da sind, wo der Pfeffer wächst -- was ich freilich, offen gesagt, vorziehen würde?"

„Durchlaucht", erwiederte Merlin kühl auf diese beleidigenden Worte, „ich sehe Sie in einer Erregung, bei welcher ich nicht hoffen darf, für irgend etwas, das ich sagen, das ich Ihnen an's Herz legen möchte, eine ruhige und besonnene Aufnahme zu finden. Glauben Sie mir jedoch, daß ich nicht Ihre Tochter lieben, nicht die Hoffnung, sie die meine zu nennen, hegen kann, ohne zugleich die innigste Sympathie mit ihrem Vater zu empfinden und ohne am Ende auch seine und des fürstlichen Hauses Interessen mit den eigenen Interessen ein wenig verflochten zu fühlen. Ich bin nun in der Lage und in der Stellung, für diese Interessen wirken zu können . . . es hängt von mir ab, einen mächtigen Schutz für Ihre Verhältnisse auszuüben. . . . Dieser Schutz hat bis heute . . . Sie wissen recht gut, wie beflissen

und wie sehr seine Hand über diese Verhältnisse ausgestreckt....“

„Sie... Ihre Hand... über mich? Das mag sein, meinethalb, mein Herr Merlin...“ rief der Fürst barsch, aber sichtbar betroffen aus, „ich bin Ihnen dafür sehr verbunden, aber ich werde von nun an lieber dieses Schutzes entbehren, als mich von ihm demüthigen lassen!“

„Aber Sie sind nicht allein, es kommt nicht blos auf Sie an, Durchlaucht, auch Ihr Sohn und Ihre Tochter gehören Ihrem Hause an; und so lange ich die Hoffnung habe, einst Prinzeß Marie die meine zu nennen, werde ich Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um Ihr fürstliches Haus nicht all seiner Güter und Ehren entsetzt... und arm wie die ärmsten Bettler zu sehen!“

„Teufel!“ rief der Fürst erblassend aus. „Haben Sie endlich die Wendung gefunden, um mir zu sagen...“

„Ich habe keine Wendung gefunden und nach keiner gesucht... Ihre Heftigkeit zwingt mich, meine Andeutungen, welche Sie nicht verstehen wollten, in klares Deutsch zu übersetzen.“

Der Fürst rannte wie ein gestochenes Thier wuthschäumend im Zimmer auf und ab.

„Und wer giebt Ihnen den Beweis für das Vorhandensein jener Verhältnisse, die, wie Sie mich einmal wieder hören lassen, die ausgezeichnete Ehre Ihres Schutzes so nöthig machen?"

Merlin redete nicht. Er verfolgte mit einem unmerklichen Lächeln, mit einem stillen Zucken seiner Wimpern, die Bewegungen des Fürsten.

„Heraus mit der Sprache . . . wer giebt Ihnen Beweise für die Sache? Was wissen Sie, und was berechtigt Sie, sich wirklich im Besitze einer Macht über mich zu wähnen, welche Sie diese Sprache führen läßt?"

„Ist es genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich ganz genau weiß, welche Ansprüche Ihren Besitz, Ihre Stellung bedrohen. . . ."

„Niemand erhebt solche Ansprüche. . . ."

„Ich weiß, daß dieselben in diesem Augenblicke schweigen; aber darin liegt keine Garantie, daß dieselben nicht jeden Augenblick wieder erhoben werden, und wenn ein mächtiger Einfluß sich ihrer annimmt, kommt wohl auf die Beweise so viel nicht an; sie werden sich finden; glauben Sie mir,

es ist Jemand, mit dessen Macht Sie umsonst ringen würden, nur zu bereit dazu; und ich bin es allein, der ihn zurückhält."

„Sie? Sie sind es allein?"

Merlin sagte ein ruhiges:

„Ja!"

Er ahnte wohl nicht, welch' einen Verdacht gegen Antonien er damit in der Seele des Fürsten heraufbeschwor.

„Das ist mir allerdings neu . . . ich habe mich bisher verlassen auf die Ehrlichkeit, die Worttreue von . . . doch was machen wir viel Worte darüber. Mag es denn sein! Ich will es darauf ankommen lassen! Ich verlange Ihren Schutz nicht, ich bedanke mich dafür."

„Das ist Ihr letztes Wort nicht, Durchlaucht."

„Mein letztes Wort ist, daß ich nicht mein Kind hergeben werde als Lohn und Zahlung für diesen Schutz. Schlagen Sie sich das aus dem Sinne. So wahr ich Leopold Rosenstein heiße — daraus wird nichts! Trotz Ihrer Warnung, Sie nicht unglücklich zu machen, wie Sie das nennen, antworte ich Ihnen auf Ihre Bewerbung: Nein,

nein und abermals nein, und bitte Sie, mein Haus nicht wieder zu betreten. Und nun: advienne qui pourra!

Der Fürst machte ihm eine kurze Verbeugung und wandte ihm den Rücken. Es blieb Merlin nichts übrig als zu gehen.

Leopold Rosenstein ließ sich, als er verschwunden, in einen Stuhl fallen. Er stieß einen fürchterlichen Fluch aus — dann faltete er langsam die Hände zwischen den Knieen und blickte vorübergebeugt zu Boden, wie ein Mann, der in tiefes Sinnen verloren ist.

„Es wäre thöricht, es wäre verzweifelt dumm, die Drohungen dieses Menschen zu verachten“, flüsterte er ... „und doch ... eher sterb' ich, als daß ich dem hochmüthigen Abenteurer meine Tochter gäbe ... niemals, niemals soll das geschehen! Dies Unglücksgeschöpf, diese Antonie ... in welche Sorge dies unselige Mädchen mich schon gebracht hat! ... sie ist an Allem Schuld ... wäre sie nicht, wäre ihre Existenz durchzustreichen wie ein drückender Schuldposten, könnte man sie verschwinden machen, auf Nimmerwiedersehen. ...“

„Träume . . . häßliche . . . verbrecherische Träume... aber büßen soll sie mir für die Treulosigkeit, womit sie geredet hat, nachdem sie mir Schweigen gelobt . . . sie hat dem Herzoge verrathen, wer sie ist und den Herzog regiert dieser Bursche, dieser Merlin, und baut nun seine Pläne darauf . . . es ist abscheulich . . . es ist bubenhaft! . . .“

Der Fürst sprang auf und schritt in Antoniens Zimmer. Ohne anzuklopfen trat er heftig ein; er fand Antonie am Fenster stehend, ihre Stirn gegen die Scheiben gelehnt, Marie in Thränen zerflossen auf dem Sopha.

„Die Damen halten Kriegsrath! scheint es“, rief er aus . . . „ich bitte dabei auch ein paar Worte reden zu dürfen. Antonie, Sie haben schlecht und verrätherisch an mir gehandelt. Ihre Freundschaft mit dem Herzoge scheint sehr schnell recht inniger Natur geworden. . . . Sie haben keine Geheimnisse mehr vor ihm und da er keine Geheimnisse vor diesem Merlin hat, so . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Durchlaucht“, antwortete Antonie aufs Neue erschrocken... „wessen beschuldigen Sie mich?“

„Sie hören es ja ... blos des Verraths ... Sie hatten mir Schweigen gelobt und nun haben Sie es gebrochen und das ist abscheulich, ist ...“

„Halten Sie ein, Sie thun mir fürchterlich Unrecht ... es ist Ihr Vertrauter, Bongaß, der Alles ...“

„Bongaß ... Bongaß ... der Sie heirathen will? Nimmermehr!“

„Der mich heirathen will?“

„Nun ja ... wie würde er so dumm sein, gegen mich zu intriguiren ... seine Hoffnungen hängen davon ab, daß Sie bleiben, was Sie sind ... eine Fürstin, eine regierende Fürstin von Rosenstein wird er nicht gewinnen. ...“

„Aber um Gottes willen, wie kommen Sie zu dem Ausruf: Bongaß, der Sie heirathen will?“

„Ganz einfach dadurch, daß er mich seine Absicht hat ahnen lassen, in der Hoffnung, mich günstig dafür zu stimmen.“

„Nicht möglich!“

„Und weshalb sollte das nicht möglich sein? Der Herzog wird ihn begünstigen, wird ihn befördern, und die Zeit, wo der Herzog suchen wird,

Sie dauernd und fest an seinen Hof zu ketten, wird nicht ausbleiben. Wie könnte er es besser, als indem Sie sich mit einem Manne an seinem Hofe vermählen?"

„Mein Gott, welcher Plan!" rief Antonie entsetzt aus.

„Scheint er Ihnen so unwahrscheinlich?"

„Welch eine Intrigue!"

„Es ist nicht meine Sache, wie Sie es auffassen", fiel der Fürst ein ... „ich bin durchaus nicht gewillt, für diesen Bongaß den Freiwerber bei Ihnen zu machen. Aber was ich von Ihnen will und verlange, das ist, daß Sie wieder gut machen, was Ihre Indiscretion verdorben hat; ich überlasse es Ihnen, wie Sie dem Herzoge die Sache vorstellen wollen, dahin aber haben Sie ihn zu bringen, daß er diesem Merlin bei Strafe seiner Ungnade aufs Schärfste befiehlt, seine thörichten Ansprüche auf Marie aufzugeben, und ..."

„Das wird Merlin nie thun, niemals, Vater", rief hier schluchzend Prinzeß Marie aus.

„Mach mir den Kopf nicht wärmer, als er ohnehin schon ist, thörichtes Geschöpf", rief der Fürst ... „und Sie, Antonie, Sie mache ich ver-

antwortlich dafür, daß Merlin die Lust genommen wird, seine Drohungen gegen mich auszuführen!"

Antonie ließ sich matt in einen Stuhl fallen.

„Ich bin nicht schuldig an diesem Allen!" sagte sie tonlos. „Glauben Sie es mir!"

„Schuldlos oder nicht — ich verlange ..."

„Nun ja, nun ja ... ich will mit dem Herzoge reden ... zum letzten Male!" fügte sie für sich hinzu.

„Wohl denn, ich habe Ihr Wort!"

„Und mich willst Du verlassen, verrathen, mich ewig zu Deiner geschworenen Feindin machen?" rief Marie außer sich aus.

„Hören Sie nicht auf dies mißrathene Geschöpf", schrie der Fürst in hellem Zorn, „ich werde sie einsperren, ich werde sie in ein Kloster stecken, ich werde ..."

„Um Gottes willen", sagte Antonie, in ihre beiden Hände das Gesicht verhüllend — „lassen Sie mich allein jetzt, lassen Sie mich aufathmen, lassen Sie mich einen Augenblick mir selber!"

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage saß sie um die Stunde, wo Herzog August in ihr Atelier zu treten pflegte, in diesem vor ihrem Carton. Sie betrachtete, in

schwermüthige Gedanken verloren, die Anfänge ihrer Arbeit.

Welch schöner Traum war es gewesen, solch ein Gebilde ihrer Phantasie in großen Umrissen, für eine schöne würdige Bestimmung, für ein Fürstenschloß auszuführen, des Ruhmes, der Anerkennung der Nachwelt, welche das Werk zu finden hoffen durfte, froh . . . es auszuführen zugleich für einen Freund, der in wenigen Stunden ihr eine innige Theilnahme, eine Sympathie eingeflößt hatte, in der sie ein tiefes Glück zu finden begonnen!

Es war ein Traum . . . sie mußte die Arbeit, kaum angefangen wie sie war, liegen lassen; sie mußte diesen Raum für immer verlassen, für immer!

Und welch schöner Traum, jene Freundschaft, zu der sie Herzog August führen zu können gehofft hatte — jenes stille friedliche Vereintsein in gleichen Neigungen, in gleicher leidenschaftsloser und doch schwärmerischer Hingabe an alles Schöne und Gute! Jene uneigennützige, nichtswollende und nichts erstrebende Theilnahme, die nichts verlangt, als was das Gemüth als reine Gabe aus eigenem

Antriebe bot; die um so tiefer und glücklicher beide verbunden hätte, als sie in völliger Freiheit blieb und keinen Zwang, kein Gelübde, keine Gesetze kannte!

Und welcher schöne Traum endlich, einem Souverain nahe zu stehen, in dem sich die glänzendsten und liebenswürdigsten Eigenschaften mit den verhängnißvollsten und bedenklichsten für einen Herrscher vereinigten; welch schöner Traum, mit dem sanften Einfluß weiblicher Milde eine heilbringende Macht über einen solchen Charakter gewinnen zu können, an der Klärung des in ihm schäumenden Mostes, an dem Reifen seiner Urtheilskraft, an der Festigung seiner Willenskraft mitwirken und dadurch ein Segen für den Freund, eine Wohlthat für seine Zukunft, ein Glück für sein Volk werden zu können!

Ach, sie waren zu schön, diese Träume. Und zu schön nicht allein — zu hochfliegend — zu anmaßend auch, zu eitel, zu verwegen.

Und jetzt waren sie dahin, zerflossen in Schaum. Antonie war erwacht aus ihnen und mit unsäglicher Bitterkeit sagte sie sich: Du verdientest nichts Besseres. Du warst zu anmaßend, ein solches

Glück Dir beschieden zu wähnen; zu eitel, um Dich zu fragen, ob Du es verdientest, ob Du seiner würdig seiest!

Die Thür öffnete sich und der Herzog trat rasch ein.

„Ach, da sind Sie, Antonie", sagte der Herzog freudig erregt. „Ich komme, Ihnen eine Nachricht zu bringen, die Sie erfreuen wird. Hören Sie: Ich habe schon vor einiger Zeit meinem Schloßhauptmann in Schomburg den Befehl gegeben, daß er alles für ein Fest vorbereite, welches ich Ihnen dort geben will.... Ihnen... officiell wird es heißen, es sei eine Feier meines Geburtstages ... obwohl man weiß, daß ich nie geliebt habe, aus meiner Geburtstagsfeier viel Wesens machen zu lassen ... meine Geburt ist ein für mich ganz zufriedenstellendes Ereigniß ... bis jetzt habe ich noch keine Veranlassung gehabt, sie wie manche arme Schelme oder gewisse das Dasein verachtende Philosophen zu bedauern ... ob sie aber meinen geliebten Unterthanen einen Anlaß zu aufrichtigen Freudenbezeugungen giebt, muß ich bescheiden in Zweifel ziehen ... also ... Sie werden die Königin des Festes für mich sein ...

die verhüllte Königin . . . ich werde Ihren Fürsten einladen, seine Tochter, Sie . . . ein Extrazug wird die ganze Hofgesellschaft hinbringen — die Reise ist freilich ein wenig weit, da meine Herrschaft Schomburg tief versteckt im Riesengebirge liegt, umschlossen von seinen höchsten Gipfeln. Mein Schloßhauptmann berichtet mir, daß es ihm gelungen, eine jener großartigen Beleuchtungen der ganzen Gebirgsgegend, von denen Sie gehört haben werden, vorzubereiten . . . man beleuchtet dabei nicht eine Stadt, eine Reihe Gebäude, sondern gleich ein weites großes Gebiet, eine ganze Gebirgswelt; schneebedeckte Gipfel lohen in Flammen, es ist, als wenn der Herr, oder der heilige Geist, wenn Sie wollen, sich in ungeheuren Flammenzungen auf die Stirnen der Bergriesen, dieser Apostel seiner Allmacht, niedergelassen hätte . . . das Alles spiegelt sich in der dunklen Fläche eines kleinen Sees, das im Feuer strahlende Schloß, die Berge, die Welt! O, es ist prachtvoll, es ist, um einem Parsen das Herz vor Freude springen zu lassen, der höchste Cultus, den Sterbliche dem Urquell des Lebens, dem Feuer und dem Lichte weihen können."

Antonie sah mit einer gewissen Rührung den Glanz, der im Vorgefühl der Freude an dem, was er so begeistert beschrieb, aus Herzog Augusts Augen leuchtete.

Sie gab ihm die Hand und mit einem Seufzer sagte sie:

„Ich danke Ihnen für das Fest, das Sie mir bereiten wollen, aus vollem Herzensgrunde. Aber ich habe eine Bitte: Lassen Sie mich es allein, unbekannt, aus irgend einer verlorenen Dorfhütte ansehen.“

„Welch ein Einfall!“

„Anders werde ich es nicht sehen.“

„Sie werden es anders nicht sehen? Wie ist das zu verstehen....“

„Wir müssen uns trennen, Hoheit ... ich bin zum letzten Male hier — gekommen, es Ihnen zu sagen. Ich würde nicht gekommen sein, ich würde es Ihnen in einem Briefe gesagt haben, wenn ich nicht einen Auftrag des Fürsten hätte, der mich zwingt ...“

„Ach ... Antonie ...“ rief der Herzog, sich neben sie niederlassend und ihre Hand ergreifend, aus.... „Sie reden da wirre Dinge ... Sie

sprechen etwas aus ... was ... was selbst als Scherz nicht über Ihre Zunge kommen sollte!"

„Als Scherz ... ganz gewiß nicht!"

„Nun, beim Himmel, Sie werden doch im Ernste nicht ..."

„Im bittersten, traurigsten Ernste muß ich Ihnen ankündigen, daß ich scheiden muß von dieser kaum begonnenen Aufgabe, die Sie mir anvertraut haben ... scheiden von diesen Räumen, in denen mir die Arbeit so lieb, so anziehend war und scheiden von Ihnen, denn ..."

„Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht weiter, keine Silbe weiter in diesem tragischen Tone", fuhr Herzog August auf, „ich flehe Sie an, halten Sie ein — sagen Sie mir lieber, was geschehen ist, was man Ihnen gesagt, gethan haben kann, um diese ... diese entsetzliche Frauenlaune bei Ihnen hervorzurufen ..., denn weiter kann es ja nichts sein, weiter ist es nichts, man kennt das ja, die Frauen haben die schlimme Leidenschaft, uns gleich mit dem Aeußersten zu erschrecken, mit dem ewigen Scheiden zu drohen, es ist ihr leidiges Bedürfniß, uns arme Männer zu quälen. ..."

„Dieses Bedürfniß ist mir fremd“, entgegnete Antonie — „ich spreche mit gutem, ruhigem Bedacht — wir müssen den Traum aufgeben, in den wir uns verloren haben, in den . . .“

„Und das sagen Sie mir mit dieser stillen, ruhigen, selbstzufriedenen Gefaßtheit, als wenn es auf mich dabei nicht ankäme, als wenn ich, als wenn Ihr Freund dabei gar keine Stimme hätte?“

„Weil ich glaube, daß der Freund sich dem unterwerfen muß, und weil ich weiß, daß er sich unterwerfen wird, wenn er mich angehört hat. . . .“

„So reden Sie, damit ich endlich erfahre, was geschehen ist . . . erzählen Sie mir, sagen Sie mir Alles, was Sie auf den unheilvollen Gedanken bringen konnte!“

„Was kann ich Ihnen viel erzählen . . . was ist eigentlich geschehen? Nichts Großes und Erschreckliches . . . ich habe nur eingesehen, daß wir uns selbst schuldig sind, nicht länger ein Verhältniß fortzusetzen, das, so edel und rein es sein mag. . . .“

„Doch der Verleumdung nicht entgeht?“ fiel der Herzog ein. „Mein Gott, ja, das ist ja

natürlich, das war ja vorauszusehen, das ist eine alte, sehr alte Geschichte ... weshalb sich deshalb entsetzen? Es giebt zwei Sorten Menschen, einige reine und gute und sehr viele gemeine und schmutzige. Da aber beide Sorten zusammen zu leben gezwungen sind, so suchen sich die schmutzigen an den reinen zu reiben, um etwas von ihrem Schmutz an ihnen hängen bleiben zu lassen und ausrufen zu können: Seht, Ihr seid nicht reiner, als wir. Es ist das eine eigene Erscheinung, diese Propagandawuth der Schweine für den Schmutz. Lassen wir ihnen ihr Reich . . . was geht es uns an!"

„So kann ein Mann denken — ein Mädchen kann und darf es nicht!" sagte Antonie ... „und wir sind nicht allein der Verleumdung ausgesetzt, sondern auch schon ein Mittelpunkt von Intriguen geworden; ich wenigstens bin es, und ich darf das nicht länger zugeben. Es ist unmöglich — ganz unmöglich!"

„Und welcher Intriguen — was wollen Sie damit andeuten?"

Antonie erzählte dem Herzoge Alles, was gestern in der Familie ihres Oheims vorgegangen. Sie verbarg auch nicht, was der Fürst ihr über

die Absichten Gustavs von Bongaß verrathen ... und sie schloß mit den Worten:

„Nun sagen Sie selbst, ob ich nicht Recht habe, daß ich einer für mich so demüthigenden Lage ein Ende mache? Ob ich nicht Recht hatte, als ich sagte, Sie würden sich dem Unabänderlichen unterwerfen, sobald Sie mich angehört hätten?"

„Da soll ja das Wetter drein fahren", rief Herzog August zornig aufspringend aus, „das Alles ist ja ganz entsetzlich! Merlin, der auf Ihre Verhältnisse zum Fürsten speculirt, um in verrücktem Ehrgeiz nach der Hand einer Fürstentochter zu angeln . . . pour le faire chanter, diesen armen Teufel von Rosenstein ... und dieser Schuft Bongaß, der nun gar die Unverschämtheit so weit treibt! Beim lebendigen Gott, ich will die beiden nichtswürdigen Menschen mit Schimpf und Schande von meinem Hofe fortjagen, ich will ..."

„Sie werden es nicht thun", fiel Antonie bestimmt ein, „denn Sie können es nicht."

„Was soll mich hindern? Glauben Sie, ich hinge an Merlin so, daß ..."

„Daß Sie Ihren Schritt sehr bald nachher

bereuen würden? Es ist möglich, sehr möglich, ich denke, sogar wahrscheinlich."

„Freilich", sagte der Herzog ein wenig kleinlaut, „ich würde mich ohne ihn zuweilen über die Maßen langweilen . . . er ist der einzige Mann, der mich ganz versteht . . . zwar, er ist nicht besser, als die übrigen, sehe ich. . . ."

„Aber Ihnen unentbehrlich", sagte Antonie. „Deshalb thun Sie nichts gegen ihn. Er würde sich rächen . . . nicht an Ihnen vielleicht, aber an dem Fürsten. . . . Sie dürfen nichts von dem thun, was Sie drohten. Und auch gegen Bongaß nicht; auch er würde sich rächen . . . und wenn mein Ruf noch nicht verloren ist, er würde es bald unausbleiblich sein. . . ."

„Mein Gott, kann man das böse Gezücht, das Ihren Ruf antastet, denn nicht mit dem Fuße zerstampfen, kann man . . ."

„Das sind kindische Worte, Hoheit, Sie fühlen selbst, daß mir nichts übrig bleibt, als zu thun, was ich sagte: Zu scheiden, nachdem ich von Ihnen das Versprechen erlangt, den Fürsten gegen Merlin in Ihren Schutz nehmen zu wollen."

Der Herzog schien außer sich.

„Gewiß will ich das, wegen des Fürsten sein Sie unbesorgt“, rief er aus. „Aber bei allen Göttern der Oberwelt und der Unterwelt, kann denn Niemand, Niemand auf der weiten Welt mehr sich das harmloseste Stücklein Idealität retten und eine winzige Spanne Leben mit einem wahrhaft menschenwürdigen Dasein ausfüllen? Niemand mehr sich nach seiner guten und reinen Natur ausleben, wie ihn sein Genius drängt, im engsten Kreise für sich, dem edelsten Genusse der Existenz hingegeben und erfüllt vom besten Wollen, von der herzlichsten Güte für Alle, die Güte verdienen, vom schönsten Feuer für Alles, was Groß und Edel ist? Sind wir denn Alle, Alle Sklaven, sind wir Fürsten selbst Sklaven der bösen, verdrehten, vergifteten, verrückten Wirklichkeit und müssen uns in feiger Niedertracht in das Sklavenjoch fügen?!“

„Wir müssen“, antwortete Antonie auf diesen zornigen Ausruf; „das Leben hat kein anderes Gesetz als dies Muß, keine andere Lehre als dies: Füge Dich! Es giebt gewiß viele, viele Rebellen wider dies Gesetz — der Eine setzt alle seine Kraft daran, nach diesem Princip zu leben,

der Andere nach jenem; der Eine will sich sein Schicksal selbst schaffen, der Andere ist Fatalist und will es sich, die Hände im Schooß, vom Fatum schaffen lassen. Sie, Herzog, wollen den höchsten berauschenden Schaum der Existenz schlürfen, ohne daß Ihre Lippen die Hefe berühren sollen ... es sind das Alles Träume, Ideen, Voraussetzungen — und in der Wirklichkeit können wir nicht anders als handeln, leben, existiren, wie es uns die Umstände und die Verhältnisse gebieten. Und diesem Gebote folgend muß ich Ihnen die Hand zum Abschiede bieten. Wir werden uns nicht wieder sehen!"

„Wie aber", sagte Herzog August, „wenn ich die Kraft nicht habe, Sie aufzugeben?"

Antonie lächelte.

„Seien wir ernst und wahr in dieser Stunde —"

„Weshalb sagen Sie das?"

„Weil solche Betheuerungen, solche Liebesschwüre, wie sie das gewöhnliche Repertoire eines Verliebten bilden, zwischen uns nicht am Orte sind. ..."

„Mein Gott, das ist mein tiefster Ernst.

Ich fühle, daß ich nicht die Kraft habe, Sie aufzugeben!"

„Wenn Sie sehen, daß die Nothwendigkeit gebietet... daß ich nicht wählen kann zwischen..."

„Zwischen Ihrem Ruf und mir! wollen Sie sagen. Ihr Ruf... das heißt der blinden Menge Gedanken und Geschwätz... der hirnlosen Masse Urtheil, die uns ohnehin verleumdet!... Und die Rücksicht auf mich ist Ihnen nichts gegen... dies Geschwätz?"

„Das ist nicht vernünftig geredet — fragen Sie sich selbst, ob Sie Recht haben, mir einen solchen Vorwurf zu machen. Ist diese Stunde für mich etwa nicht bitter — spreche ich das Gebot: Es muß sein, etwa mit heiteren Lippen aus... ja, weshalb soll ich es Ihnen nicht sagen: Blutet mir nicht das Herz dabei?"

„Nun dann, beim ewigen Gott", fuhr Herzog August wie electrisirt auf, „dann schwöre ich Ihnen, ich will dafür sorgen..."

„Schwören Sie nicht. Mein Entschluß ist unabänderlich. Und Sie müssen sich in das Unabänderliche fügen, wie andere schwächere Menschenkinder!"

„Nein, nein und abermals nein. Bin ich darum Fürst und Herr. . . .“

„Um ein Beispiel der Stärke zu geben . . . der Selbstbeherrschung? Gewiß!“

„Fürsten sind nicht zum Verzichten und Entsagen geboren.“

„Nicht dazu erzogen, vielleicht! Aber das Leben lehrt es sie. Geben Sie mir die Hand, Herzog August! . . . sagen wir uns Lebewohl auf immer!“

Des Herzogs Gesicht hatte sich zu tiefem Schmerze verzogen . . . ein paar Thränen traten in seine Augen.

„So wollen Sie denn auch mein Fest verschmähen. . . .“

„Verschmähen? o Gott! Wie gern wäre ich glücklich in der Freude, die Ihnen dies Fest machen würde!“

„Antonie“, rief der Herzog aus, indem plötzlich sein Gesicht aufflammte und einen ganz andern Ausdruck annahm. . . . Dann zwinge ich Sie dazu. . . . Sie sollen nicht gehen, Sie sollen zu meinem Feste kommen, ich will es, ich verlange es von Ihnen, und wenn Sie nicht auf mich

hören wollen, so breche ich mein Versprechen gegen Sie, so bin ich rücksichtslos gegen Alles, so laß ich sofort Ihren Fürsten aus seinem Besitzthum treiben und Sie zur Fürstin machen . . . als Fürstin werden Sie mir nicht ausweichen können, als Fürstin gehören Sie der Welt an, als Fürstin . . ."

„Sie sprechen eine fürchterliche Drohung aus — Sie werden nicht daran denken, wie ein zorniges Kind . . ."

„Wie ein zorniges Kind?" lachte der Herzog bitter auf — „nein, wie ein entschlossener kluger Mann, und ich gebe Ihnen mein Wort, mein fürstliches Wort darauf, daß ich handle wie ich gesagt!"

„So machen Sie mich zu einer Sklavin, so zwingen Sie mich, so schlagen Sie meine Freiheit, mein Menschenrecht in abscheuliche Fesseln, durch die Sie sich entehren!"

„Mir ist das Eins . . . ich kann Sie nicht aufgeben, ich werde es nicht, es geht über meine Kraft, eher mag ich entehrt, mag ich ein verächtlicher Despot, Alles, was Sie wollen, sein . . . nur dies kann ich nicht!"

Antonie stand erstarrt vor diesem Ausbruch der Leidenschaft. Er überwältigte sie. Sie sank auf ihren Stuhl zurück und brach in Thränen aus.

Der Herzog kniete vor ihr nieder. Er sah, ohne ein Wort zu reden, zu ihr auf.

„Verzeihen Sie mir", sagte er endlich mit zitternder Lippe . . . „ich kann nicht anders. Verzeihen Sie mir!"

„Wenn Sie erklären, daß Sie Ihr Unrecht einsehen, daß Sie Ihre Worte zurücknehmen, daß Sie Ihre Drohung nicht ausführen werden!"

„Nein!" versetzte er aufspringend, „das werde ich nicht. Bei meinem Worte bleibt es. O geben Sie nach, Antonie, geben Sie nach!"

Sie antwortete nicht.

„Wollen Sie wenigstens zu meinem Feste kommen?"

„Was fragen Sie noch! Ich werde es ja müssen nun! Sie haben einen schönen, edlen Triumph errungen!"

„Schmähen Sie mich! Sie können mich nicht so tief demüthigen, daß ich diesen Triumph, er mag sein wie er will, nicht der Trennung von Ihnen verzöge!" — —

Damit endete das Gespräch — Antonie brach auf, ohne zu verhehlen, wie empört sie war.... Der Herzog begab sich in seine Gemächer zurück und ließ Merlin zu sich rufen.

„Sie haben schöne Dinge angerichtet!“ fuhr er ihn zornig an.

„Ich?“ fragte über dies so unwillig betonte Sie ein wenig betroffen, Merlin.

„Ja Sie, Sie ... welche Intriguen spielen Sie im Hause des Fürsten Rosenstein?“

„Eine kleine Liebes-Intrigue.“

„Also Sie gestehen es.“

„Es zu leugnen, ist es zu spät ... ich habe um die Hand der Prinzessin Marie geworben.“

„Sie ... als Merlin ...?“

„Als ein Mann, der durch Herzog Augusts bisherige Gunst hoch genug steht....“

„Redensarten — die Wahrheit ist, daß Sie sich eine Waffe zu machen gedachten aus Ihrer Kenntniß der Lage des Fürsten.... Merlin, ich habe Ihnen viel erlaubt, viel nachgesehen ... aber das erkläre ich Ihnen, wenn Sie auf diesem Pfade weiter gehen, so folgt Ihnen meine Freundschaft darauf nicht länger....“

Merlin wechselte die Farbe.

„Sie reden“, sagte er, „als ob dieselbe bereits auf ihrem Wege stille stände. Aber“, fuhr er, sich fassend und lächelnd fort — „können Sie es mir dann übel deuten, wenn ich, um diese Freundschaft gekommen, mir ein anderes Asyl suche, mit dem Eintritt in ein fürstliches Haus?“

„Noch habe ich Ihnen meine Freundschaft nicht entzogen. Sie wissen, daß Sie auf mich bauen können . . . aber Sie dürfen kein Intriguant werden — ich dulde Intriguanten nicht um mich, und deshalb trage ich Ihnen auch auf, ein Mittel auszusinnen, um mir den Herrn von Bongaß, den Sie mir octroyirt haben, fortzuschaffen, ohne daß es viel Aufsehens macht. Ermitteln Sie eine andere Stellung für ihn, ich will ihn nicht mehr um meine Person sehen!“

Merlin verbeugte sich. Dann sagte er:

„Und diese plötzliche Ungnade . . . — darf ich fragen, was sie veranlaßt hat?“

„Die Entdeckung, daß man wagt, an mein Verhältniß zu Antonie Rosas Folgerungen zu knüpfen, die mir widerwärtig, ja geradezu ekelhaft sind!“

„Antonie Rosas!“ sagte Merlin mit einem Seufzer.

„Was soll der Ton, womit Sie das sprechen, bedeuten?“

„Nichts als einen schmerzlichen Ausdruck des Betroffenseins, daß diese es für gut gefunden hat, mich so zu verleumden. Wer sagt ihr, daß meine Neigung zur Prinzeß Rosenstein nicht aufrichtig sei; daß sie nicht ebenso aufrichtig erwiedert werde?“

„Ihr? Ich denke, es kommt darauf nicht an. Mein Verstand sagt mir, daß Sie, Sie, Merlin, ein solches unbedeutendes Geschöpf nicht lieben; und daß sich Ihre Hoffnungen niemals so lächerlich hoch verstiegen hätten, wenn nicht besondere Verhältnisse Sie ermuthigten.“

„Sie irren. Ich verlange kein Genie, keinen großen Charakter von meinem Weibe. Ich weiß, daß man damit nur unglücklich wird. . . . Das Weib ist ein Wesen, welches eine Stufe unter uns steht und wir kommen am Besten mit dem aus, welches dieses entschieden und ohne weitere Frage thut, und auch gar keine Ansprüche auf etwas Anderes macht. Die, welche mit uns auf derselben Stufe zu stehen sich einbilden, welche mit

uns um einen Platz auf derselben Stufe ringen, bringen uns in einen ewigen Kampf!"

Der Herzog schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht in der Stimmung, darüber jetzt zu streiten. Verlaß mich — Du kennst meinen Willen. Und ... laß uns Freunde bleiben — hörst Du, Merlin!"

Der Herzog streckte ihm mit ernstem Gesichte aber mit versöhnlicher Gesinnung die Rechte hin.

„Was thäte ich nicht Deinetwillen!" sagte Merlin, diese Rechte eifrig mit beiden Händen ergreifend.

Siebentes Kapitel.

Eine Warnung.

Es war einige Tage später ... in der Dämmerungsstunde ... in den Corridoren des Residenzschlosses flammten bereits die Gaslichter, in seinem reizenden Blumenkabinet war Ernst eben damit beschäftigt, mit den wohlgepflegten vornehmen Händen sich selbst seine Lampe anzuzünden; in dem Raume aber, in welchem wir zuerst den Herzog August zusammen mit seinem Günstling erblicken, legten sich die Schatten des Abends unbehelligt auf die prunkvolle Einrichtung, die dunklen Portièren und steifen mittelalterlichen Möbeln. Der Herzog hatte nach den Lampen noch nicht geschellt.

Er ging, in einem kurzen bequemen Hausrock von dunklem Sammt gekleidet, lautlos auf dem Teppich auf und ab, der den Schall seiner Schritte

in sich sog, während Merlin im schwarzen Frack, an dem ein paar Orden glänzten, am Fenster in einem der steifrückigen Lehnstühle lag.

„Du bist ein Tyrann, ein Despot, wie Ihr Leute von Gottes Gnaden Alle seid, von Haus aus, Herzog August“, sagte Merlin nach einer stummen Pause seufzend.

„Ein Tyrann ... ich?“

„Ja, Du ... Du bist nicht besser, wie alle die Andern!“

„Ich denke, darunter hattest Du bis heute nicht zu leiden.“

„Wer mehr! Hast Du nicht mit einem tyrannischen Machtwort mir verboten, meine Prinzessin zu lieben? Als ob das Herz solch einem Machtgebot gehorchte!“

„Das Herz! Dein Herz ist viel dabei im Spiele!“

„Das kannst Du nicht ermessen! Und wenn es nicht dabei im Spiele gewesen wäre, so, denk ich, wäre Dein Machtgebot gerade dazu angethan, es ins Spiel zu ziehen!“

„Wie das?“

„Weißt Du nicht, daß die geringste Phantasie,

die einen Mann für einen Gegenstand erfaßt, in ihm durch den Widerstand, auf den sie stößt, zur Leidenschaft wird?"

„Ich habe keine Achtung vor solchen Leidenschaften, die erst der Widerstand entflammt."

„Und doch leidest Du, dünkt mich, selbst ein wenig an einer solchen! Der Widerstand, den Du findest, entflammt auch Dich, und — das ist auch ein Zug Deines Tyrannenthums — auf mich wirfst Du die Schuld dieses Widerstandes...."

„Mit Recht! Du, dieser abscheuliche Bongaß mit Euren Intriguen habt mir den Engel verschüchtert, die Taube wild gemacht! Sie ist verändert, seitdem völlig verändert! Ich kenne sie nicht mehr, und sie treibt mich zur Verzweiflung!"

Merlin zuckte die Achseln.

„Es wird auch wieder anders werden. Laß Dir von dieser Veränderung nicht imponiren und Du wirst sehen, wie bald sie aufhört! Es liegt im Instinkt weiblicher Koketterie, von Zeit zu Zeit sich — ein wenig verändert zu zeigen!"

„Koketterie! als ob der leiseste Hauch davon in ihr wäre! Merlin, Du hast kein Verständniß für eine Natur wie die ihre... nicht das ist's,

nicht Koketterie, was sie mir zeigt, sondern wie ein tiefes inneres Gebrochensein! Sie ist wie aus den Angeln ihres Wesens gehoben, wie aus allen Geleisen geschleudert; wenn ich zu ihr komme, sitzt sie und träumt vor ihrer Arbeit, ohne sie zu fördern; ein anderes Mal arbeitet sie mit übereilter Hast, und hat dabei für mich scharfe und verletzende Worte, die mich außer mir bringen; die sich in mich einbohren wie vergiftete Pfeile; und will ich ihr Vorwürfe darüber machen am folgenden Tage, so hat sie dieselben vergessen und hört nicht mehr auf mich, als wenn meine Reden die eines Kindes wären! Es liegt etwas ganz Entsetzliches in ihrem Wesen für mich. Alles, was ich ihr sage, macht ihr keinen Eindruck mehr, gilt ihr nicht mehr: ich stehe mit all meinem inneren Reichthum, allen meinen Gefühlen, all meiner besten Habe wie ein armer Teufel vor ihr! Nichts gilt ihr mehr; jedes Beste hat seinen Werth verloren, die Münze, die ich ausgebe, zählt bei ihr nicht. Und so kommt ein unseliges, niederschmetterndes Gefühl der Hülflosigkeit und Ohnmacht bei ihr über mich!"

„Deine Münzen, Herzog August, sind über-

haupt keine Münzen, die bei Weibern zählen", sagte Merlin.

„Weshalb nicht?"

„Deine Münzen schlägt die Phantasie! Das ist nicht der Prägstock, den die Weiber lieben, die Weiber haben keine Phantasie. Sie lieben das Reelle, Faßbare... romantische Träume verlocken sie nicht... Deine Schwärmereien für abstrakte Dinge, Schönheit, Poesie, Glanz und Geisteshoheit u. s. w. u. s. w. sind ihnen unverständlich, sie wollen das Ding, für das sie sich interessiren sollen, in einer bestimmten greifbaren Form sehen; sie sind Kinder, große Kinder, weiter nichts!"

Herzog August schüttelte den Kopf.

„Es ist gerade das Umgekehrte!" sagte er. „Das Reelle ist's, was sie zerschmettert hat. Das Reelle, das häßliche Angesicht der wirklichen Welt ist ihr erschienen. — Ihr habt es ihr gezeigt, Ihr schnödes Menschengewürm — es hat sie angeblickt durch die rosigen Träume einer schönen und edlen Phantasie hindurch, deren Wolkengebilde wir Beide zusammen wie eine holde Fata Morgana aufgebaut und mit goldenen Rändern umsäumt hatten — und nun ist sie gebrochen,

verwildert, aus sich heraus geschleudert... denn ihr ganzes Herz hing an dem Traume."

„So warte geduldig, bis die Zeit Dir Rosen bringt. Die Menschenseele ist ein See, aus dem solche Wolkengebilde der Phantasie sich ewig neugebären, neu aufsteigen wie Nebel aus einem Teich. Es wird auch bei ihr so sein... warte es ab!"

„Kann ich das? hab' ich die Ruhe des Gemüths, die Geduld dazu? Siehe, das ist ja eben das Schreckliche, daß man glaubt, sein Schicksal mit souveräner Macht und Freiheit von allem, was gebundene Geister fesselt, gestalten zu können, und daß man sich dann so plötzlich an jedem Haar von einem bösen Schicksal, das über uns kommt, ergriffen und gefaßt fühlt! Ich spiele den Tyrannen, sagst Du, und bin doch nur ein armer Sklave. Ich spiele ihn, ja... ich zwinge sie, zu bleiben, hier zu sein, mich anzuhören, ich treibe den unwürdigen Zwang so weit, sie zu nöthigen, mich nach Schomburg hinaus zu begleiten, zu meinem Feste... meinst Du, ich fühlte es nicht, wie unwürdig es ist?... Und doch — Gott helfe mir, ich kann nicht anders — ich bin willenlos bis in die letzte Fiber meines Herzens,

bis in den letzten Gedanken meines Hirns hinein. Ich bin kein Fürst, bin kein Mann mehr; die Welt könnte um mich in Stücke zerbrechen, eine Sündfluth kommen und die Menschheit wegspülen — ich würde nichts hören, nichts sehen, ich würde nur der Woge nachrennen, welche sie trüge. Ich bin wahnsinnig, ich bin verrückt, ich weiß es, ich fühle es... aber ich kann nicht anders, ich kann es nicht. Ich muß sie festhalten, nur sie mir retten, nur sie an mich binden, mit welchen Mitteln es auch sei, guten wie schlechten, unwürdigen wie edlen...."

„Gott stehe uns bei, Herzog August, das sind furchtbare Geständnisse, die Du da machst! Und von solcher Leidenschaft selber bezwungen, muthest Du mir zu, meine Leidenschaft zu beherrschen, meiner Liebe zu entsagen, auf das bloße Car tel est notre plaisir solch eines kleinen Tyrannen wie Du bist, hin? — räumst Du ein, wie abscheulich Du bist?"

„Ach", lachte Herzog August bitter auf, „wenn Du nur den hundertsten Theil dessen empfändest, was in mir wühlt, würdest Du Dich viel kümmern um mein Machtgebot! Daß Du's thust,

beweist, daß von einer Liebe bei Dir nicht die Rede ist, nur von einer Berechnung des Ehrgeizes!"

„Ma foi — das ist ein schöner Dank für meinen Gehorsam! Ich will mir's merken, davon sei überzeugt!"

„Aber sage mir", fuhr Merlin nach einer Pause wie beunruhigt aufspringend und dem Herzog ein paar Schritte näher tretend fort, „wenn Du so willenlos befangen bist, was soll dann werden, was soll daraus entstehen?"

„Ein Himmel oder eine Hölle!" rief Herzog August aus.

„Du wärst im Stande, für diesen Himmel, glaub' ich, Dein Herzogthum zu bieten? Das wäre entsetzlich, unselig, erbärmlich!"

„Erbärmlich? Weshalb?"

„Um eines Weibes willen?!"

„Aber welches Weibes!"

„Jedenfalls eines stolzen! Nach Allem, was Du sagst, ist sie das! Stolz und kalt! Das ist mein Trost! Ich glaube nicht, daß ein geradezu gebotener Preis der Art sie erkauft! Schon der Gedanke, Du könntest glauben, ein Recht

auf sie dann erkauft zu haben, werde sie empören!" ...

„Das ist möglich genug!"

„Höre, Herzog August... sieh Dich vor, was Du thust! Deine Thorheit, einen Zwang wider sie üben zu wollen, könnte zu verhängnißvollen Dingen führen. Du weißt, ich stelle die Weiber nicht gar zu hoch. Die meisten führt ein entschlossener Mann dahin, wo er sie haben will. Und doch giebt es Naturen unter ihnen, einzelne stolze Naturen, die der Zwang nicht unterjocht, nicht beugt, wenn er sie auch bricht! Treib dies Weib nicht zu verzweifelten Entschlüssen. Finde Dich darein, daß Du nicht allmächtig bist! Ist das Deinem fürstlichen Bewußtsein so schrecklich, wie andere Sterbliche Dir zu sagen: ich muß mich in das Unabänderliche fügen?"

„Wenn ich's könnte, weshalb sollte ich's nicht sprechen?" antwortete Herzog August — „aber ich sagt' es Dir ja, ich selbst liege unter einem Zwang des Schicksals, ärger als der Zwang, den ich auf sie übe! —"

„O, welche Thoren —" fuhr er, die Arme auf der Brust zusammenschlagend und zu Boden

blickend fort — „welche Thoren sind die Philosophen, die sich streiten, ob der Mensch durch eigene Arbeit sein Schicksal machen, oder es mit stillem Fatalismus sich gestalten lassen soll, wie es will.... Das Schicksal läßt sich nicht machen, es leitet uns auch nicht mit sanfter Führung zu seinem Ziele — es kommt mit unwiderstehlichen Wetterschlägen über uns, erfaßt uns und schleudert uns auf die Höhen oder in die Tiefen, wohin es ihm beliebt!"

Schücking, Levin,

Die Malerin aus dem Louvre Roman

Bd.: 3

Hannover 1869